

Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele.

תורכי נפשי עז

Vorwärts, mit Macht.

29. Jahrgang.

Cincinnati, O., den 22. Januar 1886.

Nummer 30.

Moses Mendelssohn.

Von M. Spitz.

Nicht seine Weisheit nur ist's, die bewundert
Wird noch jetzt, jetzt, da völlig ein Jahrhundert
Dahingeschwunden über Moses' Grab:
Das schöne Beispiel ist's, das er gegeben:
Aus tiefer Niedrigkeit sich zu erheben,
Gestützt nur auf den alten Mosesstab. —

Nicht daß er sich so hoch emporgerungen,
Niemehr wie er sich die Bahn erzwingen,
Auf der er glücklich den Erfolg erreicht:
Ja, dafür windet ihm die Vorwelt's Ähre,
Daß freundlich Wesen einem Geistesgenie
Zulächelt, dem des Geistes Winter weicht.

Ein mächt'ger Hemmschuh, wie im Alltagsleben
Ist auch im reinen, idealen Streben
Gar oft die schwere, bitt're Brodesnoth;
Doch er, in seinem heil'gen Feuerfeuer,
Ward im Gedankenreiche nur noch reiser,
Je schwerer, bitt'rer ihm der Kampf um's
Brod. —

Woran kann er das hohe Licht erlangen,
Das er so mühsam selber erst muß finden?
Aus seinem eig'nen Herzen, riesenhoch,
Ergoß sich jene mächt'ge Gottesflamme,
Die seinem Nacht-umhüllten Bräuterramme
Erlösung brachte von dem Geistesjoch.

Alein, nicht arm an Brod nur und an Wissen,
Ihm war der Weg verstellt mit Hindernissen,
Die vielen Andern schon geraubt den Muth: —
Wie wunderbar ward dieser Geist entfaltet
In einer Form, so klein und mißgestaltet —
Ein Geist, so himmlisch weiß, so menschlich
gut!

Und dann — er war ja nur ein Jüd' ge-
wesen,
Der sich die Himmelstochter hatt' erlesen,
Die unter freien Menschen ihren Thron
Errichtet: Treuergeben ihrem Rufe
Stand doch und steht er auf der Weisen Stufe.
Unsterblich heil dir, Moses
Mendelssohn!

St. Louis, im Januar 1886.

(Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.)

Ein deutscher Minister.

Roman von E. Kohn, Verfasser von „Gatriel“.

Zweites Kapitel.

Z Josef kam jetzt wöchentlich einigemal
in's Schloß. Franz hatte Recht gehabt:
Josef konnte gefallen. Im Umgange
mit den Edelfräulein hatte er seine
scheinbare Schüchternheit vollkommen
abgestreift und bewies, daß er nicht nur
ein reichbegabter, sondern auch ein hoch-
gebildeter Mann sei. Er war in der
Pfalz geboren, und als sein Vater starb,
kehrte seine Mutter mit ihren zwei ver-
waisten Kindern, einem Sohne und einer
Tochter, in ihre Heimath nach Mittlen-

berg, in Württemberg, zurück. Josef war
bei seinem Oheim, seiner Mutter Bru-
der, einem berühmten Arzte in Würzburg,
erzogen worden, der ihm eine glückliche Er-
ziehung wie seinem eigenen Sohne an-
gedeihen ließ. Josef sprach und schrieb
latein, ebenso wie französisch und italia-
nisch. Sein Oheim nahm als Leibarzt
des Bischofs eine bevorzugte Stellung
ein und benützte alle Vortheile derselben,
um seinem Sohne und seinem Neffen
eine weit über das Niveau der Gewöhn-
lichkeit reichende Bildung zu Theil wer-
den zu lassen. Der gediegene Unterricht
sowohl als die Unterweisung in allen
Künsten und Übungen, waren bei den
begabten jungen Männern auf dankba-
ren, üppigen Boden gefallen. — Josef
erschien jetzt den Mädchen als ein ganz
Anderer. Er bewegte sich, wenn auch
stets bescheiden, doch ungezwungen. Sein
reiches Wissen, sein glänzender Geist,
sein Witz, sein Scharf- und Macht sich,
ohne daß er es beabsichtigte, fortwährend
geltend. Er mußte über Alles belehrend
und unterhaltend zu wirken.

Blume, ein Buch, ein Musikstück, ein
Fremdwort, ein geschichtlicher Name ...
Alles das bot ihm oft Gelegenheit, eine
wunderbare Fülle wissenswerther Kennt-
nisse in glänzender Rede zu entwickeln.
Oft überraschte er dadurch, daß er sich
in Fächern gewandt erwies, in welchen
man ihm dies am allerwenigsten zuge-
traut hätte. Franz hatte einmal in
höhnender Weise bemerkt, daß in die
Hand eines jungen, kräftigen Mannes
besser eine Waffe als ein Fiedelbogen
passe, und Josef hatte sofort, wenn auch
in bescheidener Weise, bemerkt, daß er
des Fichtens kundig; er habe daselbe
gleichzeitig mit dem Sohne sein's Oheims
erlernt. Franz ließ rasch zwei Klappiere
bringen, und Josef erwies sich als ein
tüchtiger und eleganter Fechter. Der
Freiherr, der zufällig zu dem Fechter-
suche kam, mißbilligte durch ein verdris-
seltes Kopfschütteln, daß Franz dem un-
ebenbürtigen Gegner die Ehre eines
Ganges erwies; aber sein scharfer Blick
erkannte, daß Josef viel größere Vor-
theile über seinen Gegner hätte erlangen
können, wenn er es eben gewollt, wenn
er ihn nicht geschont hätte. Ebenso er-
wies sich Josef bei einer andern Gelegen-
heit, wo ein Ritt in die Apotheke des
nächsten Städtchens, für die Haushälterin,
die alte Brigitte, notwendig war,
als ein glänzender Reiter. Es kann
nicht befremden, daß die Mädchen nach
und nach vergaßen, daß Josef Jude sei,
und selbst der stolze, starre Freiherr, der,
ohne die leiseste Uebertreibung, jeden
Nichtadeligen, Bürgerlichen als Hof-
menschen, die Bauern aber als willenlose
Objekte, als Vieh betrachtete und
auch behandelte, — mußte Josefs enorme
Vielseitigkeit bewundern und konnte sich
eines Gefühles der Achtung nicht er-
wehren.

Beide Mädchen waren für Josef in
flammende Leidenschaft entbrannt, und
diese hatte sich den Charakteren der

Schwester entsprechend bei diesen aus-
gebildet. — Leonore's begehrtliche, sinn-
liche, stürmische, alle Schranken durch-
brechende Natur hatte schon beim ersten
Anblicke des herrlichen Jünglings an
diesem unbegrenzten Wohlgefallen ge-
funden. Stand, Stellung, Sitte, die
zwischen Beiden gähnende Kluft, — Alles
bestand vor Leonore's Phantasie
nicht; und je öfter sie mit ihm zusamen-
kam, um so erregter ward sie. Sein
Anblick trieb ihr das Blut in die Wan-
gen, machte ihre Pulse stürmisch klopfen,
ihr Herz höher schlagen.

Marie war auch eine leidenschaftliche,
aber tiefer liegende Natur. Erst nach
und nach brach sich die Neigung zu Jo-
sef in ihrem Herzen Bahn. Die unklare
Gefühle erhielten erst später feste
Form; aber Marie erschrak vor dieser
Leidenschaft, sie erzitterte vor der Allge-
walt dieser übermächtigen Liebe. Was
sollte daraus werden? Die Jezt-
zeit, die Gegenwart, kennt die
Schroffheit solcher gesellschaftlichen Ge-
genstände nicht. Auch Marie ward trunken
bei Josefs Anblick; aber sie glich dem
vom Kohlendunst Betäubten, der, schon
im halben Taumel befangen, wenigstens
noch seine Rettung versucht — sie
wollte wenigstens ihre unheimliche Leiden-
schaft bekämpfen, wollte seinen Umgang
meiden, nicht mehr mit ihm zusamen-
kommen, aber sie fürchtete, ihr ängstliches
Bemühen würde ihre Gefühle erst recht
verrathen. Und wenn sie allabendlich
den festen Vorsatz faßte, morgen unter
irgend einem Vorwande zu erklären,
nicht mehr an der Musikstunde theilneh-
men zu wollen, entfiel ihr am andern
Morgen der Muth, ihre Absicht auszu-
sprechen, sie zu motiviren; sie fürchtete
die Schwester, die sie zu durchblicken
glaubte und von ihr durchblickt zu sein
fürchtete, — und, hätte sie auch den
Muth dazu befaßt, es wäre denn doch
zu schmerzlich, es wäre denn doch ein
zu schweres Opfer für sie gewesen!

Z Josef war ein junger, warmblütiger,
vollkräftiger Mensch. Das junge Herz
steht der Liebe jederzeit offen, und ein so
früh geistig und körperlich ungewöhnlich
entwickelter Mann mußte kein solcher,
mußte ein Engel gewesen sein, wenn sol-
cher Liebreiz, solche vollendete Schönheit,
wie sie die beiden Mädchen im höchsten
Grade besaßen, ohne tiefen Eindruck auf
ihn hätte bleiben sollen.

Z Josef war nach einer zwischen seiner
Mutter und seinem Oheim — deren
Bruder — getroffenen Verabredung, sei-
ner Cousine Hanna als Gatte bestimmt.
Er hatte das Mädchen vor drei Jah-
ren, ein anmuthsvolles, liebenswürdiges
Kind, gesehen; aber der fünfzehnjährige
Knabe war noch nicht geeignet, Liebe zu
empfinden, das zarte eilfjährige Mädchen
nicht im Stande, dieses Gefühl einzuslö-
ßen. Josef hatte bisher nie Frauen und
Mädchen beachtet. Die Bauernbinnen,
mit deren Familien er verkehrte, standen
so tief unter ihm, daß er sie gar nicht

bemerkte; Glaubensgenossen gab es auf
dem flachen Lande in Württemberg zu
wenige, als daß er mit jüdischen Frauen
oder Mädchen hätte zusamenkommen
können; andere Kreise waren ihm ver-
schlossen, und so waren die beiden Fräu-
lein Mittenberg eigentlich die ersten Mäd-
chen, die er näher zu kennen Gelegenheit
fand. — Zu allererst durchströmte ihn
ein eigenthümlich wohlthuendes Gefühl,
wenn er das Cabinet der beiden Schwe-
stern betrat. Der Parfüm, der ihre
Zimmer durchzog, das Rauschen und
Knistern ihrer Seidentücher verjagte ihn
schon in eine gehobene festtägliche Stim-
mung. Wenn er, wie dies beim Violin-
unterrichte oft geschehen mußte, die Hand
der Mädchen berührte, durchzuckte es ihn
electricisch. Es waren dies die reinsten,
zartesten Empfindungen, die Ursprünge,
die Keime einer mächtigen, verzehrenden
Leidenschaft. ... Später wachte sein Blut
schon heißer, seine Neigung wuchs riesen-
haft. Als ihm diese bisher nie gekann-
ten, nie geahnten Gefühle deutlicher
wurden, schenkte er ihnen einen Augenblick

zwischen den beiden Mädchen — dann
aber entschied sich sein Herz für die edlere
der beiden Schwestern, für Marie. Er
hatte rasch erkannt, daß diese seine Nei-
gung mit empfand, sein Gefühl erwi-
derte. Oft stand sie lange schüchtern,
gesenkten Blickes vor ihm, und wenn sie
dann doch plötzlich das seelenvolle Auge
zu ihm erhob, wenn ihr holdes Gesicht
in Verschämtheit rosig erglühte, — da
zog all der unendliche Liebreiz siegreich
in sein Herz und erfüllte ihn mit wonni-
gen Schauern. Aber Josef war trotz
seiner Jugend und Unerfahrenheit ein
kluger Mann, und sah zu seinem namen-
losen Schrecken, daß auch Leonore ihm
ihre heiße Neigung schenkte. Bei Leo-
nore äußerte sich diese wieder in einer
andern, eben ihrem Wesen entsprechenden
Weise. Ihr glänzendes Auge ruhte un-
ablässig auf Josef, als wollte sie in das
Innerste seiner Brust blicken. Sie wollte
ihrer Schwester nicht ein Wort, nicht
eine Mine Josefs als Vorzug gön-
nen. Wies er Marien, die seinem Un-
terrichte mit mehr Aufmerksamkeit als
Leonore folgte, wie sie das Instrument,
den Bogen zu halten habe, sofort ver-
langte Leonore die gleiche Unterweisung.
Mit einer auffallenden, Josef bedrücken-
den Eifersucht, bewachte sie jede seiner,
jede von Mariens Mienen; jedes Bei-
fallsnicken, das er der musikalisch be-
gabteren Schwester schenkte, neidete sie
ihm.

Dem Freiherrn lag der Gedanke, daß
sich zwischen dem Juden und einer seiner
Töchter ein Liebesverhältniß anknüpfen
könne, so ferne, daß er die Anzeichen die-
ser Leidenschaft nicht bemerkte, um so
mehr, als er bei den Unterrichtsstunden
nie anwesend war. Diese wurden in
Gegenwart der alten Brigitte abgehal-
ten. Die Warnung Franzens hatte der
rauh verbrauchte Mann schon längst
vergessen. Brigitte war vielleicht der
einzige nichtadelige Mensch auf Gottes

Erdboden, dem Miltenberg volle Menschenrechte zugesandt. Sie war als fünfzehnjähriges, völlig verwaistes Mädchen an dem Tage, an welchem Kurt geboren, auf Schloß Miltenberg gekommen, und war seine Pflegerin geworden. Ihr Vater war Förster auf den Miltenberg'schen Herrschaften gewesen und hatte seinen Tod in der Erfüllung seiner Pflicht, im Kampfe mit Raubjähigen gefunden. Brigitte gewann das ihrer Obhut anvertraute Kind lieb; der kleine Kurt erwiderete, als er sich entwickelte, die warme Zuneigung seiner Wärterin, und diese hatte sich nach und nach so in den Schooß der Schloßfamilie eingelebt, hatte, ohne es zu wissen, alle Anschauungen der freiherrlichen Familie in sich aufgenommen, so daß sie endlich nur für diese und in dieser zu leben vermochte, und hatte sich auch andererseits im Laufe von fünfundsünfzig Jahren vollkommen unentbehrlich gemacht. Sie war als junges Mädchen von vielen Freiern umworben, aber sie war ganz von dem stolzen Geiste der Miltenbergs erfüllt; ein adeliger Herr durfte sie nicht freien... und einen andern mochte sie nicht. Sie ruhte lieber im Schatten erborgten fremden Glanzes, von dessen Reflere sie sich beglückt glaubte, als an dem eigenen Herde eines braven bürgerlichen Gatten. Brigitte war ein altes, geschwähiges, zahnloses Weib geworden, das die beiden Mädchen wie ihre Augäpfel liebte. Sie bemerkte nichts. Der Einzige, der die Sachlage leichter hätte überblicken können, war Franz; aber die er war zu seinem Regimente, das in Tübingen lag, einberufen worden.

Wir haben es schon erwähnt: Josef war ein frühzeitig denkender, überlegender Mann. Er sah zu seinem steigenden Schrecken, daß seine Leidenschaft für Marie empfindlich. Auch er fragte sich: Was soll daraus werden? Er sagte es, es konnte für Beide nur Unheil, nur Zuchtbares entstehen, — und er entschloß sich Miltenberg zu verlassen. Er wußte es wohl, es werde ihn ein schweres Opfer kosten, — aber, es mußte gebracht werden!

Es war eben eine Unterrichtsstunde zu Ende. Brigitte war zufällig durch ein häusliches Geschäft verhindert gewesen, bei der Musikunde anwesend zu sein. Josef war heute ungewöhnlich ernst und schweigend gewesen. Leonore hatte es vergebens versucht, ihn zum Gespräche anzuregen. Sie hatte sich von ihm über Vieles Belchrung erbeten, und während er sonst zuweilen über das scheinbar Unbedeutendste eingehend und mit Schwung zu sprechen pflegte, waren heute seine Antworten einsilbig, sich auf das Nothwendigste beschränkend.

„Meine gnädigen Fräulein,“ sprach Josef beim Abschied, „ich muß Ihnen eine Mittheilung machen, die Sie, wenn auch nicht interessieren, so doch vielleicht überraschen wird. Ich beabsichtige Miltenberg für immer zu verlassen.“ Ein Donnererschlag aus heiterem Himmel, eine plötzliche Bombe inmitten tiefsten Friedens unerwartet in eine Damen-Versammlung geschleudert, — hätte geringer Wirkung hervorgerufen, als die wenigen Worte, die Josef gesenkten Hauptes sprach. Es entstand eine Pause, und als er furchtsam sein Auge erhob, sah er Marie leichenblau, zitternd, die Augen voll Thränen, während Leonorens Augen bligten und eine brennende Scharlachrothe Gesicht, Nacken und den wogenden Busen überflog.

„Warum?“ fragte Leonore heftig und gebieterisch, während sie mit dem kleinen Fuße auf den Teppich stampfte. „Weshalb? Ist Miltenberg nicht schön? ... und dürfen Sie ohne Erlaubniß meines Vaters Ihren Wohnort verlassen?“

Josef fühlte es, nicht Haß, nicht Verachtung sprach aus Leonorens Munde; nur die entseesselte Leidenschaft ließ Sie Worte

sprechen, die sie wohl sofort, kaum gesprochen, schon schwer bereute.

„Ich bin Jude,“ entgegnete Josef ruhig, „wir Juden stehen höher als die Bauern... wir sind des heiligen römischen Reiches unmittelbare Kammerknechte... und was sollte auch den Freiherrn von Miltenberg veranlassen, mir den freien Abzug zu verwehren? — Er hat meiner Mutter, die hier geboren, gestattet, mit ihren Waisen aus fremdem Lande in die Heimath zurückzuführen — weshalb würde er uns nun, da wir wieder gehen wollen, zurückhalten? Ich bin mit meinen Abgaben nicht im Rückstande.“

Marie blickte erschrocken auf Leonore; wie mochte diese so harte Worte sprechen, die Josef so tief verwunden mußten?

„Was sind das für ungebührliche, unpassende Reden, Leonore?“ fuhr sie erregt auf. „Ein Recht haben wir freilich nicht, Sie zu halten,“ wandte sie sich zu Josef, „aber ich glaube, daß Sie...“ Leonore war lachend und erregt den Worten der Schwester gefolgt; als diese purpurglühend stochte, ergänzte sie heftig:

„Wohl durch sanfte, feste Bande gefesselt seien, willst Du sagen... durch Bande der Liebe... an wen? — wohl an Dich, Du zartes, girrendes Töchterchen... nicht wahr, das dachtest Du, und das schwiegst Du schlängelnd... aber dieser Mensch... in dessen Adern wohl Milch und nicht Blut fließt... dieser Mensch, der nicht ahnt was Liebe ist... der einer menschlich warmen Regung unfähig... dieser Mann ist... ein Jude!... er liebt vielleicht nur eins auf der Welt... Gold! — er ist nicht anders als die Andern!“

Leonore war sehr klug, aber ihre Klugheit wurde werthlos, wenn sie in maßlose Erregtheit gerieth. Ihre dämonische Leidenschaftlichkeit durchbrach die Dämme. Nicht Anstand, Sitte, Scham konnten ihren wilden Ausbruch bewältigen; aber jetzt, nachdem sie die Worte sinnlos herausgesprudelt hatte, erkannte sie die volle Häßlichkeit ihres Benehmens. Sie hatte ihre Gefühle rücksichtslos, in verwerflicher Weise enthüllt, in Gegenwart ihrer Schwester enthüllt, die, wie sie fest überzeugt war, für Josef mit gleichem Feuer entbrannte. Leonorens Stolz war tief verletzt; sie hatte sich den Stachel in die eigene Brust gestochen, sie hatte unbesonnen, thöricht, zwecklos gehandelt, und ein Gefühl unendlicher Scham überkam sie. Sie, die reich und unüberlegt Entschlossene, hätte gerne mit ihrem Leben die wenigen Worte ungesprochen, ungehörig gemacht, der Preis wäre ihr in dem Momente gering erschienen. Sie warf sich schluchzend auf einen Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Marie war leichenblau geworden; sie faltete unwillkürlich beide Hände, als wolle sie Josef wortlos all den Schmerz abbiten, den sein stolzes Herz jetzt erleiden mußte.

Der junge Mann war entsezt, fassungslos... daß die Verhältnisse so schnell zur Entscheidung drängen würden, hatte er nicht geahnt! — Was sollte geschehen? Wie sollte der rasch geschürzte Knoten entwirrt, wie, nach allen Richtungen hin, unsägliches Unheil vermieden werden? Eine Fluth von Gedanken durchflammte seine Seele. Er war seiner Cousine Hanna verlobt, — aber wenn dies auch nicht der Fall gewesen wäre, wenn ihn nicht die kindliche Liebe zu seiner blinden Mutter, nicht die Pflicht der Dankbarkeit gegen seinen Oheim, der dem vaterlosen Knaben Heimath und Vaterhaus wiederzugeben, mit mächtigen Banden festgehalten hätte — was hätte geschehen können?... Er — war Jude — sie — des stolzen, hochmüthigen, mächtigen Freiherren Tochter... und endlich, wenn er auch in irgend einer überraschenden Weise aller seiner Verpflichtungen gegen seine Verlobte ent-

ben, wenn eine übernatürliche Kraft etwa plötzlich alle Standes- und Religionsunterschiede in wunderbarer Art niederreißen, bis auf die letzte Spur vertilgen würde, wenn er unbeeinflusst von allen Verhältnissen, wenn er plötzlich Edelmann, gleichen Glaubens mit den Mädchen wäre... dann hätte ihn sein Herz nicht zu Leonore, es hätte ihn zu Marie hingezogen — und welche furchtbare Brandfackel hätte er zwischen die beiden Schweltern geworfen... wie unendlich tief hätte er Leonore verletzen müssen, die ihn, das fühlte er trotz ihrer leidenschaftlichen Schmähungen, oder vielmehr durch dieselbe, mit selbstverzehrender Gluth liebte.

(Fortsetzung folgt.)

Rahel.

Erzählung aus dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts von S. Kohn,
Verfasser von „Gabriel.“

(Fortsetzung.)

Sigmund Ballenstädt machte eine längere Pause, während welcher er Heilbronn mit durchbohrendem Blicke fixirte. Dieser war zusammengesunken, seine Züge spielten ins Aschgraue, er senkte die Augen zu Boden, schlug beide Hände vors Gesicht und ächzte laut auf, so daß Rahel, Mitleid mit ihm fühlend, unwillkürlich Ballenstädt's Arm ergriff, als wolle sie ihn dadurch am Weiterreden verhindern; aber dieser fuhr so ruhig, als wenn es sich um die allgeringste Sache gehandelt hätte, fort:

„Das Bündel enthielt ein von drei Zeugen unterfertigtes, und, wie ich als Jurist versichern kann, vollkommen rechtskräftiges, unanfechtbares Testament Ihres Urgroßvaters Abraham Heilbronn.“

In diesem Testament, das dem Vermächtniß bei Lebzeiten bis auf einen Rest von zehntausend Gulden in gerechter Weise unter seine Kinder vertheilt, die vorbenannte Summe aber für sich behalten zu haben, um von deren Ertrage seine bescheidenen Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Da er, so weit dies eben mit den beschränkten Mitteln eines Menschen möglich sei, auch für seine entferntesten Nachkommen sorgen wollte, bestimmte er, daß diese 10,000 Gulden nach seinem Tode zu einem Familienfond verwendet würden, und verordnete letztwillig Folgendes: Dieses Kapital solle zunächst von seinem ältesten Sohne Samson, der Ihr Großvater war, und nach dessen Ableben von dem jeweiligen in Josefowitz wohnenden Familienoberhaupt verwaltet und alljährlich die Zinsen zum Kapital geschlagen werden. Sollte, was er nicht wünschte, was aber nach den täglichen Erfahrungen des Lebens im Laufe der Zeiten kaum ausbleiben würde, ein Familienglied oder gleichzeitig mehrere verarmen und sich melden, so sei dem oder den sich meldenden Familiengliedern stets die Hälfte des eben vorhandenen Kapitals ganz ohne Rücksicht darauf, ob dieses schon bedeutend angewachsen, oder durch vorhergegangene Vertheilungen auf einen kleinen Betrag herabgesunken, dem oder den armen Familiengliedern, in letzterem Falle zu gleichen Theilen auszusahlen! Die zurückbleibende Kapitalhälfte solle wieder wie früher durch Zinsenanwächse vergrößert werden. Abraham Heilbronn spricht es in seiner letztwilligen Anordnung aus, daß es bei diesem Vertheilungsmodus allerdings leicht geschehen könne, daß ein Nachfolgender einen weit kleineren Betrag als ein früherer Verwandter erhalten könne, aber er beabsichtige, feste, unverrückbare Normen zu bestimmen, einer Willkür des jeweiligen Fondverwalters gar keinen Spielraum zu gönnen, hauptsächlich aber habe er endlos großes Vertrauen zu dem allerkennenden Gotte,

der Alles zum Guten wenden würde. Am Schlusse erklärte er, daß das Testament für ewige Zeiten im Stammhause in Josefowitz aufbewahrt werden solle, daß er aber auch seinen beiden nachgeborenen Söhnen eine beglaubigte Abschrift desselben übergeben habe.“

„Wie ich jetzt“, fuhr Sigmund Ballenstädt fort, „nach der Lage der Verhältnisse, verbunden mit den Mittheilungen meines Oheims Jakob Bär, annehmen muß, hatte Reb Wolf Heilbronn keine Ahnung von der Existenz dieser Familienstiftung, sonst hätte er gewiß sein gutes Recht, seinen Anspruch auf das ihm zugewendete Erbe seines Urahns erhoben. Aber er hatte, wie mir mein Oheim erzählte, seinen Vater frühzeitig verloren, seiner Eltern Haus war durch eine Feuersbrunst eingäschert, und hierbei waren alle Familienpapiere vernichtet worden. So konnte es geschehen, daß Reb Wolf nur in seiner zartesten Jugend und noch halbverstehend davon gehört, daß jedes Mitglied der Familie Heilbronn sich im Falle seiner Verarmung nach Josefowitz wenden möge, und deshalb mochte der um sein verlassenes Kind zärtlich besorgte Vater verordnet haben, daß es in das Haus seines Urahnen ginge; allein ohne Zweifel wird sich eine Abschrift dieser Urkunde bei dem nach Süddeutschland ausgewanderten Zweige der Familie befinden. Um sicher zu gehen, habe ich jedenfalls die für Rahel so wichtige Urkunde an mich genommen. Ich begehre damit nicht das allergeringste Unrecht; ich werde das Dokument, nachdem es seinen Dienst geleistet haben wird, entweder in Ihre Hände zurücklegen oder beim Gericht deponiren.“

Ballenstädt machte eine kurze Pause, aber Heilbronn saß noch immer verhäuteten Gesichtes, gebeugten Hauptes, wie wenn er noch immer seine Schilbe über seine bleichen, zitternden Lippen.

„In einer diesem Testamente angefügten Schrift Ihres Großvaters Samson,“ fuhr Ballenstädt fort, „war aufgezeichnet, daß Ihr Urgroßvater am 3ten Tage Chanuka, das ist am 27ten Kislew des Jahres 502 der kleinen jüdischen oder 1741 der üblichen Zeitrechnung, also genau heute vor 89 Jahren starb, und Ihr Großvater die Verwaltung des Familienstiftungskapitals übernahm. Der ehrliche Mann hatte, wie aus einem weiteren Schriftstücke hervorgeht, dieses Vermögen redlich verwaltet und, als er starb, schon ein durch Zinsenanwächse namhafte vergrößertes Stiftungs-Kapital seinem Sohne, Ihrem Vater Reb Jakob, zur Verwaltung hinterlassen. Auch dieser führte in einem dritten Schriftstücke die Nachsorge über dieses Kapital fort und, da sich bis dorthin nie ein Mitglied der Familie Heilbronn mit Ansprüchen an diesen Hausschatz gewendet hatte, so war, da sich jedes Vermögen durch fünfprocentige Anwächse in vierzehn Jahren verdoppelt, auch dieses, als es nach dem Ableben Ihres Vaters 1803 in Ihre Verwaltung überging, zu einem nach Hunderttausenden zählenden angewachsen. Die erste Zeit waren Sie ein redlicher Mann“, — Ballenstädt erhob jetzt seine Stimme, „und als 1811 das Finanzpatent*) erschien, betrug der Familienschatz nahezu 400,000 Gulden, welche allerdings durch das Finanzpatent auf circa 50,000 Gulden reduziert wurden. Von dem Tage an, wo Sie, wohl wie alle andern österreichischen Staatsangehörigen, einen großen Vermögensverlust erlitten hatten, haben Sie keine Rechnung geführt. Ich will nicht sagen, Herr Heilbronn, daß Sie mit ei-

*) 1811 sah sich die österreichische Regierung in Folge der französischen Kriege und anderer Umstände zu einem Staatsbankrott veranlaßt, und der Werth des Papiergeldes wurde auf den achten Theil reduziert.

nem Male ein nichtwürdiger Schurke werden; es wird Sie vielleicht immerhin einige Kämpfe gekostet haben, aber zuletzt mußten Sie doch zu dem Entschlusse gekommen sein, diesen Familienschatz, der im Laufe von 19 Jahren wieder auf 120,000 Gulden gestiegen war, zu veruntreuen, zu — stehlen. Diese Ihre Absicht geht klar, deutlich, widerspruchlos daraus hervor, daß Sie meiner Verlobten Nahel Heilbronn, welche als Hilfsfuchende in Ihr Haus kam, nicht, wie Sie verpflichtet waren, die Hälfte des Familienschatzes, sechzigtausend Gulden, als ihr rechtmäßiges Eigentum übergaben. Eine Zeit lang war es mir unbegreiflich, weshalb ein so kluger Mann wie Sie, wenn er schon beabsichtigt, den für verarmte Familienmitglieder bestimmten Fond zu stehlen, nicht das Testament und die dazu gehörigen Berechnungen vernichtet, und wie diese wichtigen Schriftstücke in die Kumpellammer kamen. Sie hatten wohl vermutet, daß, da seit nahezu einem Jahrhundert sich kein armer Verwandter zu dem ihm zukommenden Antheile des Meeresfondes gemeldet, die Abschriften der letztwilligen Bestimmungen Ihres Urgroßvaters in Verlust, diese selbst vollkommen in Vergessenheit gerathen waren, daß nie mehr ein Familienglied seine Rechte an diesem Familienschatz geltend machen würde; — aber volle Gewissheit besaßen Sie darüber denn doch nicht. Es wäre ja immerhin möglich gewesen, daß eine gütige Fügung Gottes die Familie Heilbronn, die Nachkommen eines so beispiellos würdigen, edlen, frommen Mannes, wie es Ihr Urahn Reb Abraham Heilbronn gewesen, durch eine lange Reihe von Jahren vor Armuth bewahrt hatte, und deshalb haben Sie vorsichtshalber, für alle Fälle die Dokumente aufbewahrt. Daß Sie in den alten morschen Kästen in der Kumpellammer gelangten, geschah ganz gewiß nur durch ein Versehen, gegen Ihren Willen. Sie mochten wohl glauben, sie lägen wohlverwahrt in Ihrem eisernen Geldschloß, und Sie mögen wohl sehr entsetzt gewesen sein, als Sie nach Nahels Ankunft diese für Sie und Ihre Nichte so wichtigen Schriften gesucht und nicht gefunden hatten!

Samson Heilbronn suchte von Neuem mit schmerzlicher Gesichtszerrung zusammen. Das Entschließen, das den stolzen, hochmüthigen Mann zu treffen vermochte, war unerwartet über ihn gekommen. Da stand er nun vor Ballenstädt und Nahel, verglasten Auges, erblässhend und erröthend, gedemüthigt zu Boden getreten, und seine Seele häuete sich vergeblich gegen die Schmach auf, die er widerstandslos ertragen mußte.

Nahel bemitleidete den Mann, der sie nicht nur lieblos behandelt, sondern sie auch um ein großes Vermögen zu berauben beabsichtigt hatte; aber plötzlich tauchte die Erinnerung an eine ihr bis jetzt unerklärlich gebliebene Scene in ihrer Seele auf, und sie rief mit unendlicher Bitterkeit:

„Ah! Jetzt begreife ich erst die dunkle Begebenheit der ersten Nacht, welche ich in diesem Hause erlebt; — jetzt weiß ich, was Sie damals in der Kumpellammer gesucht, begreife die Worte, die ich gegen meinen Willen ertauscht, begreife, weshalb Sie, um in Ihrem eigenen Hause unbemerkt zu bleiben, das Licht in der Laterne ausgelöscht, begreife es, weshalb Sie mich, als ich Ihnen bei Ihrem Falle zu Hilfe eilte, eine Schlange, eine Spinne nannten und.“ — Nahel legte die Hand an ihre klopfende Schläfe, — „jetzt verdeutlichen sich mir in der Erinnerung alle einzelnen Umstände, die mir schon bei meinem ersten Eintreten in Ihr Haus, Onkel Heilbronn, auffielen. . . . Ihr jähres Erbleichen und Erschrecken, als Jakob Bär meinen Namen nannte, mich als eine Verwandte, als eine Heilbronn vorstellte; —

jetzt begreife ich die räthselhafte Aufregung, die Sie erfaßte, daß Sie unwillkürlich das Brodmesser in den Tisch stießen! . . . Sie glaubten, die arme, verlassene Waise, ihre Verwandte, läme vielleicht, um gutes Recht von Ihnen zu fordern — oder könnte hier im Hause von dem letzten Willen ihres Urgroßvaters Kunde erhalten! Ah! Gott ist ja ein gütiger, allerbarmender, wunderbar mächtiger Gott . . . in meinem tiefsten Glende sandte er mir einen Retter . . . Sie, Herr Ballenstädt!“

Samson Heilbronn litt Unsägliches, er fühlte den äußersten Zwang, das Wort zu ergreifen, aber es dauerte lang, und er bedurfte des Aufgebotes aller seiner Kräfte, bevor er mit seinen bebenden Lippen verständliche Worte zu bilden vermochte. Der stolze, unbeugsame, nun gebrochene, vernichtete Mann faltete die Hände wie ein kleines Kind und sprach, sich abwechselnd bald an Nahel bald an Ballenstädt wendend.

„Ich . . . habe schwer gefehlt, und . . . so lange ich auch darüber sinnen mag, ich fühl's, ich würde . . . keine Entschuldigung finden. Der böse, finstere Geist der Habgucht hatte mich erfaßt; vielleicht — es macht das mein . . . Verbrechen nicht geringer, — trieb mich nur . . . maßloser Stolz dazu, ich wollte der Reichste der Angehörigen im Lande bleiben, und als vor 19 Jahren, 1811, mein Vermögen durch den Staatsbankrott zusammen geschmolz, so . . .“ — Heilbronn brach ab und trocknete sich den Schweiß von der Stirn — „und das dürst Ihr mir denn doch glauben . . . ich . . . ich . . . hatte zuerst nicht den klaren, deutlichen Gedanken gehabt, mir den Familienschatz anzueignen, . . . ich hatte es zuerst im Drange der Geschäfte vergessen, abgesondert die Rechnung über denselben zu führen; — und hatte ihn zur Zeit harter Bedrängniß nur leihweise für mich verwendet — und dann . . . dann . . .“ — Heilbronn athmete tief auf — „als durch so lange Zeit Niemand gekommen, glaubte ich, daß nie mehr Jemand kommen würde . . . ich hatte mich schon in den Gedanken hinein gelebt, das Kapital sei mein Eigentum und als . . . als . . . als Nahel . . .“ Samson Heilbronn fühlte daß ihn seine Geistesstärke gänzlich verlassen habe, daß er außer Stand sei, sich zu verteidigen, er sprach immer leiser, murmelte nur unverständliche Worte, endlich brach er ganz ab; aber nach kurzer Pause begann er wieder von Neuem:

„Ich seh's, ich vermag mich nicht zu verteidigen, meine Schuld ist zu groß, und doch wage ich es, Nahel, um Deine Vergebung zu bitten. Freilich die Kränkungen, die Du armes Kind in meinem Hause erlitten hast, kann ich leider nicht ungeschehen, aber alles Andere will ich gut machen, ich werde Dir das Dir zukommende Kapital geben, nicht ein Kreuzer soll daran fehlen, und auch die andere Hälfte werde ich bei Gericht deponiren, die Familienstiftung soll von nun ab unter der Aufsicht der Behörden stehen; — aber auf meinen Knien fleh' ich Dich an, sei barmherzig gegen mich, laß' mein Verbrechen und meine Schande nicht in die Desfentlichkeit dringen; das könnte ich nicht überleben, das würde meinen Namen für deewig mit unauslöschlicher Schmach bedecken . . . thu's um des Namens willen, den wir beide tragen, um Deines Urahns Reb Avraham Heilbronn's willen, dessen liebevolle Fürsorge Dir Glück bereite.“

(Schluß folgt.)

Das Begräbniß Wolfgang Straßmanns in Berlin.

Die „Berliner Presse“ in Berlin berichtet Folgendes über die Beerdigung: „Dieselbe gestaltete sich zu einer eindrucksvollen Kundgebung, an welcher

nicht nur die Notablen, sondern die Bürgerchaft in allen ihren Schichten Theil nahm. Die Ueberführung der Leiche aus der Trauerwohnung nach dem Festsaale des Rathhauses hatte bereits am Dienstag Abend stattgefunden; der Sarg wurde unmittelbar an der südlichen Schmalwand aufgebahrt und von der Kunst des Gartendirektors Mächtig wurde hinter dem Sarge und dem Stadtbanner eine dichte Gruppe hochstämmiger Blattpflanzen aus den städtischen Gewächshäusern aufgerichtet. Vor dem Sarge lag auf sammetnem Kissen die Amtskette und der dem Verstorbenen verliehene Rosthe Abzeichen. Kränze hatten gesandt der Magistrat, die Stadtverordneten-Versammlung, das Bureau der letzteren, der Vorstand des Vereins gegen Verarmung und Bettel, der Vorstand und die Repräsentanten der jüdischen Gemeinde, der „Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit“, die Direktoren des Krankenhauses am Friedrichshain etc. Se. Majestät der Kaiser hatte der Wittve schon vor einigen Tagen einen Kranz als Zeichen seines Beileids zugesandt. Ihre Majestät die Kaiserin hatte ihr Mitgefühl in einem huldvollen Ansprechen an Frau Dr. Straßmann ausgedrückt.

Vom Rathhausthurm wehte die Fahne auf Halbmaß und zeigte weithin der Bürgerschaft an, daß für Berlin ein Trauertag gekommen war. Auf dem Rathhause nahmen die Delegirten der verschiedenen Bezirks-, Wahl- und Humanitätsvereine Aufstellung, um sich zum Trauerzuge zu ordnen und Hunderte und abermals Hunderte strebten die große Freitreppe zum Festsaale hinauf, der in vollem Lichte der Randalaber strahlte. Die Gallerie war dicht besetzt und als sich um 12 Uhr die Thoren des Stadtverordneten-Saales öffneten, betrat eine glänzende Trauergemeinde den Saal: an ihrer Spitze die Mitglieder des Magistrats und die Mitglieder der Stadtverordneten-Versammlungen aller Parteien. Sämmtliche Vertreter der städtischen Behörden hatten die Amtskette umgelegt, ebenso die Bezirksvorsteher. In der Trauerversammlung bemerkte man u. A. als Vertreter des Kronprinzen den Adjutanten Graf Schlieffen, den Polizeipräsidenten v. Rittshofen, den Ober-Regierungsrath Friedheim, Branddirektor Major Witte, zahlreiche Mitglieder des Reichsrathes und des Abgeordnetenhauses, die Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung von Breslau, den Vorstand der Aeltesten der Kaufmannschaft, zahlreiche städtische Beamte und Inhaber städtischer Ehrenämter u. viele A. Nachdem die Mitglieder der Familie durch den Oberbürgermeister Dr. v. Forckenbeck in den Saal geleitet waren, begann die Trauerfeier mit einem vom Gesangschor gesungenen Psalm. Hierauf widmete Herr Oberbürgermeister Dr. v. Forckenbeck dem Verstorbenen „theuren Freunde“ Worte des Nachrufs. „Der Antheil, den der theure Verstorbene an all' den großen Schöpfungen der Reichshauptstadt in den letzten elf Jahren gehabt hat, sichern ihm auch bei den fernsten Geschlechtern ein hochehrendes Andenken. Es ist eine tiefe und große Lücke, welche der unerbittliche Tod in unser Gemeinwesen gerissen. Wo sollen wir Trost und Stütze finden? Wir können nur Trost, Stärke und Stütze finden in dem festen Entschlusse: in dem edlen, humanen Sinne des Verstorbenen, in seinem vermittelnden Streben fortzuarbeiten für das, was seine ganze Seele erfüllte — für das Wohl der Reichshauptstadt Berlin.“

Nach abemaligem Chorgesang ergriff Geheimrath Prof. Dr. Virchow das Wort, um in ergreifender Rede das thatenreiche Leben des Verbliebenen, seine Verdienste um Vaterland und Vaterstadt zu schildern. Ihm folgte Stadtverordneter Ludwig

Loewe, der hervorhob, welche Ueberfülle von allgemeiner Menschenliebe das Herz des Dahingegangenen durchglühte, und dann fortfuhr: „Da entwickelte sich zu seinem und der ganzen gestifteten Welt Erstaunen jene traurige Bewegung, deren letztes, wenn auch vielfach verdecktes Ziel war, den einzelnen Menschen und die zahlreiche Klasse solcher Menschen um deswillen zurückzulehen und zu verfolgen, weil sie Juden waren. In diesem Moment erwachte in dem ehrenfesten Mann das Gefühl der Solidarität mit seinen vielfach minder günstig gestellten Leidensgenossen, und mit der echten Tapferkeit des Mannes stellte er sich in Reih und Glied, um den unberechtigten Insturm abzuwehren, von welchem er auch eine Schädigung des ganzen Volkswohlandes erwartete. In diesem Kampfe hat er treu ausgeharrt auf seinen Posten, zuvörderst seiner Natur nach milde abwehrend, dann aber als ein tapferer Soldat kämpfend für die höchsten Güter des Lebens. Es war ein tragisches Geschick für den human denkenden Mann, daß er, im hohen Mannesalter stehend, eine vollständige Abwendung von den Idealen seiner Jugend im weiten Kreise erleben mußte, und daß er in dieser Periode gezwungen wurde, ganz gegen seine Natur einzutreten in einen Parteikampf über die Gleichberechtigung alles dessen, was Menschenantheil trägt auf Erden. Aber selbst diese bittere Erfahrung und diese Kampfbereitschaft haben es nicht vermocht, ihn von der Bahn des werththätigen Idealismus im Dienste der ganzen Menschheit abzuweichen. . . . Und nun ist er von uns gegangen mitten aus der großen Arbeit, die nie vollendet wird, so lange es Menschenleid gibt auf Erden. Aber nur sein Körper ist in Staub zerfallen, sein Geist ist unser Aller Geist, in dem wir fortarbeiten werden für die Dauer unseres Lebens, und der, wie wir jetzt vertrauen, wirksam sein wird über unser eigenes kurzes Leben hinaus. Du aber, theurer Freund, hast treu bis zu deinem Ende deine Pflicht erfüllt. Du darfst nun ruhen von der Arbeit. So sage ich dir Lebewohl. Schlaf in Frieden!“

Nach abemaligem Chorgesang wurde der Sarg von zehn Stadtabgeordneten zu dem Leichenwagen hinabgetragen. Hierauf ordnete sich der Zug in folgender Weise: Voran schritten Palmenträger und Magistratsknechten mit umflortem Dreimaster. Dicht vor dem Leichenwagen wurde die goldene Kette und der Orden des Verstorbenen auf schwarzem Sammetkissen getragen. Rechts und links vom Sarge schritten Träger von Marschallstäben und die Mitglieder der jüdischen Begräbniß- und Friedhofs-Zuspektion. Unmittelbar hinter dem Sarge folgten die Ehrenbürger und Stadtkämmerer von Berlin, hinter ihnen die Mitglieder des Magistrats, an der Spitze die beiden Bürgermeister, v. Forckenbeck und Duncker, und die Stadtverordneten, Bürgerdeputirte, Bezirksvorsteher und die Deputirten der Vereine. An der Spitze der Vereiner ging der Wahlverein im vierten Berliner Reichstags-Wahlkreise, dem sich alle zu diesem Kreise gehörenden Bezirksvereine angeschlossen hatten, dann folgten die Wahlvereine der übrigen Berliner Wahlbezirke, jeder von einer großen Zahl von Bezirksvereinen begleitet und endlich viele andere Vereine, wie der Verein Waldeck, die Bezirksvereine gegen Verarmung und Bettel, der Verein unbesoldeter Communalbeamten u. A. Hinter den Vereinen schloß sich die fast endlose Reihe von Wagen an. So bewegte sich der stattliche Zug, in welchem mehr als zwanzig Fahnen getragen wurden, nach dem Friedhof in der Schönhauser Allee, wo nach einem Chorgesang und der Trauerrede des Rabbiners Dr. Maybaum die Beisetzung in dem Erbbegräbniß erfolgte.

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company.

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 22. Januar 1886.

„Die Deborah“ erscheint wöchentlich, als allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Die Deborah	\$2 00
„nach Europa“	2 50
„American Israelite“	4 00
„Sabbath Visitor“	1 50
Die Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00
Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.	

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesanzeigen, jede	1 00
Raten für sonstige Anzeigen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.	

Herr W. S. Holman, Repräsentant im Congreß vom Staate Indiana, legte dem Congreß der Ver. Staaten eine Resolution zur Annahme vor, daß das hohe Haus beschliesse, die Kaplanstellen in der Armee und Flotte gleichmäßig unter den verschiedenen Glaubenssekten zu vertheilen, also auch einen jüdischen Kaplan in der Armee und Flotte anzustellen, was höchst wahrscheinlich die Genehmigung des Congresses erhalten wird. Herr Holman ist ein altes demokratisches Mitglied des Congresses von einem an Cincinnati angrenzenden Distrikt in Indiana und hat sich früher schon als Freund unserer Glaubensgenossen vielfach bewährt.

Es scheint denn doch, als wollten die Herren Rabbiner Amerika's sich zu einer einheitlichen Körperschaft verbinden und gemeinsam an der Begründung und Fortbildung des amerikanischen Judenthums arbeiten. In den letzten zwei Jahren sind vier rabbinische Vereine gegründet worden, nämlich: die Conferenz des Ostens, mit Dr. Gottlieb an der Spitze, die Conferenz des Südens, mit Dr. Gutheim an der Spitze, die jüdisch-literarische Union, gegründet in St. Louis, und die Conferenz in Pittsburg. Es ist das Bedürfnis und Streben nach Vereinigung und gemeinsamem Handeln, das all' diesen Vereinen zu Grunde liegt. Die an der Spitze stehenden Männer der beiden erstgenannten Körperschaften sind hochgestellte Rabbiner hervorragender Reformgemeinden, die im Geiste mit der Pittsburger Conferenz eins sind, was bereits von der südlichen Conferenz durch die Begutachtung der in Pittsburg ausgesprochenen Prinzipien bestätigt wurde. Hat man einmal im Geiste sich geeinigt, ist man auch zu gemeinsamem Handeln vorbereitet, wenn nicht persönliche oder lokale Rücksichten hindernd im Wege stehen. Aber auch diese müssen sich überwinden lassen, besonders wenn man nicht Prinzip gegen Prinzip geltend zu machen hat, wo es gilt für das allgemeine Wohl einzustehen.

Es wird sich also vielleicht in kurzer Zeit aus den verschiedenen Körperschaften eine einheitliche Conferenz, Synode, Convent, oder was auch der Name sein möge, herausbilden, die das amerikanische Judenthum auf seiner Fortschrittsbahn leiten, einigen und befestigen, für das allgemeine Wohl sorgen und dem Judenthum jene Achtung erwerben soll, die es gemäß der Erhabenheit seiner Lehre, des Ansehens seiner Gemeinden und der Tüchtigkeit seiner Lehrer verdient. In demselben Maße, wie diese Achtung in der Außenwelt sich steigert, wird der Geist im Innern sich entfalten und den Indifferentismus überwinden.

Die auf die Reiley-Affaire Bezug habende Correspondenz aus Wien in der „N. Y. Staatszeitung“ ist datirt „Wien, den 31. Dezember 1885“, und erschien in New York den 12. Januar 1886. Wir geben den Wortlaut wieder:

„Mittlerweile schwebt noch immer ein kleiner diplomatischer Konflikt zwischen Oesterreich und Amerika, das einzige Politische, was die Weihnachtswoche ein wenig stört. Es handelt sich um Herrn Reiley, der als Gesandter der Ver. Staaten nach Wien kommen sollte, vom Wiener Ministerium des Aeußern aber ebenso höflich als entschieden abgelehnt wurde. Präsident Cleveland sprach nun in seiner Botschaft an den Congreß von „einer religiösen Unterscheidung“, die in diesem Fall von Oesterreich gemacht worden wären und die einer kleinen Minderstellung bedarf. Es ist nach ganz verlässlichen Informationen nicht richtig, daß Graf Kalnoky, der österreichische Minister des Aeußern, als Grund der Ablehnung jemals die Ehe Herrn Reiley's mit einer Jüdin angegeben. Der österreichische Gesandte Baron Schaffer mag in Washington auf gewisse gesellschaftliche Vorurtheile der Wiener Aristokratie hingewiesen haben, welche die nicht-amtliche Stellung Herrn Reiley's in Wien hätten beeinflussen können. Doch Graf Kalnoky und das Ministerium am Ballplatz sind daran unschuldig und daß Baron Schaffer nicht abberufen wurde, hat seinen Grund wohl lediglich darin, daß man dem Fall in Oesterreich viel zu wenig Bedeutung beilegt. Wie die österreichische Regierung hingegen thatsächlich denkt, ist sofort niedergegeschrieben: Es liegt eine kleine Mißachtung darin, sagte sich selbige Regierung, daß man uns einen Gesandten geben will, den ein anderer Hof schon abgelehnt hat. Das allein würde uns berechtigt haben, Herrn Reiley nicht zu empfangen; denn es widerspricht der internationalen Höflichkeit, einen Gesandten zu ernennen, ohne die Zustimmung der fraglichen Regierung vorher eingeholt zu haben. Kommt dann noch hinzu, daß der Gesandte einen Hof, mit dem wir Ursache haben, in Freundschaft leben zu wollen, auf's gröblichste beleidigt hat, so ist es geradezu unsere Pflicht, um einen andern Gesandten zu ersuchen. Mit einem Wort, ich kann a u t h e n t i s c h versichern, daß die religiöse Frage dem Wiener Ministerium des Aeußern ganz und gar gleichgiltig ist — in einem solchen Fall wenigstens — und daß das Ministerium buchstäblich auf dem Standpunkte steht, welchen die „N. Y. Staatszeitung“ in ihrem Leitartikel über „Cleveland's auswärtige Politik“ vom 9. Dezember 1885 präzisirt hat. So engherzig ist das moderne Oesterreich nicht, wie es in der Präsidenten-Botschaft vom 8. Dezember dargestellt wird; auch wenn Herr Reiley selbst ein Jude wäre, so hätte man ihn auf das freundschaftlichste empfangen — wäre die böse Geschichte mit

Italien nicht gewesen. Uebrigens meint das Wiener Auswärtige Amt weiter, sei eine Regierung nach den Regeln der internationalen Etikette überhaupt nicht verpflichtet, anzugeben, warum sie einen Gesandten refuse; die einfache Ablehnung genüge, und kein Staat thue deshalb beleidigt. Nicht er, sondern bloß die Persönlichkeit des Gesandten werde davon berührt. So steht es um die Sache Reiley, und ich wiederhole, daß ich für meine Darstellung genügende Bürgschaften besitze. Unterhandelt wird zwischen Wien und Washington einstweilen nicht. Man hält die Angelegenheit am Ballplatz für nichts weniger als ernst und ist überzeugt, daß sie binnen Kurzem zur beiderseitigen Zufriedenheit beigelegt sein wird. Man hat danach auch den lebhaften Wunsch, Amerika möge über sie so ruhig denken, als sie es verdiene — es handle sich doch nicht um einen politischen Konflikt, sondern um eine persönlich-diplomatische Frage, die in vertraulichem Wege mit Leichtigkeit werde beseitigt werden; wie man denn in Wien auf ein aufrichtiges und herzliches Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten nicht nur das größte Gewicht lege, sondern auch gewiß sei, daß ein solches Einvernehmen sehr bald wieder bestehen werde.“

In der letzten Nummer der „Neuen Freien Presse“, die hierher gelangt, wird bestätigt, daß Baron Schaffer die jüdenbeschimpfende Stelle selbst, ohne Auftrag von Wien geschrieben und unserem Staatsminister als einen Theil der offiziellen Aeußerung des österr. Staatsministers vorgelegt hat. Baron Schaffer sollte nicht länger als österreichischer Gesandter in Washington geduldet werden.

Was sich die guten Geister erzählen.

(Mittheilungen aus dem Jenseits.)

(Fortsetzung.)

Vidaver: Der Tanz wird jetzt erst recht losgehen, meine Herren. Wenn die Freunde der guten Sache in New York oder in Philadelphia erst ihr eigenes unverfälscht conservatives Rabbiner-Seminar errichten, dann —

Cinhor: Was dann? Mit dem „dann“ können die guten Leutchen bis „Der Scheba“ wandern und doch nicht auf einen grünen Zweig kommen.

Lilienthal: Die Herren Conservativen wollen gar keinen grünen Zweig. Je dürrer der „Zulek“ ist, den sie schütteln, und desto mehr Gerassel dabei gemacht wird, desto lieber ist es ihnen. Sie appelliren an die frommen Lämmer zum so und so vielen Male: „Ihr lieben Schäflein, wir bitten recht schön, laßt Euch doch endlich von uns ersch'n, gebt doch endlich die paar Thaler her, wir brauchen eine „Sefchiba“ gar sehr. Und gebt Ihr das Geld nicht gleich zur Hand, so geht der ganze „Schulchan-Aruch“ zu Grund.“ So winselt die fromme Hirten-schaar schon seit Jahren. Aber die Lämmer sagen ganz einfach ebenfalls zum so und so vielen Male: „Behaltet Euer Geschrei und wir behalten unsere Wolle!“

Cinhor: Das haben Sie prächtig gemacht, Freund Lilienthal. Der alte Münchener verleugnet sich noch immer nicht bei Ihnen. Aber Sie können noch gar nicht wissen, ob solche Diplomaten wie Gottlieb und Jastrow nicht aus purem Troß gegen den Wise mit dem Morais eine Tripel-Allianz schließen, und trotz alledem und alledem ein conservatives „College“ zu Stande bringen.

Hübsch: Ja mit Ach und mit Krach vielleicht! Was sind denn die Hauptargumente gegen das Cincinnati „College“. Der Wise und immer wieder der

Wise. Und wie dumm stellen es die guten Leutchen an. Auch sie sind für die freie Wissenschaft. Auch sie wünschen, daß die Jüdische ihres vorläufig noch als Aufschloß dastehenden Seminars nicht in klösterliche Geistesfesseln geschmiebet werden. Die Studenten sollen frei sein, zu lernen was sie wollen. Nur der Professor soll gezwungen werden, zu lehren, was die Herren Gründer dieses in der Luft schwebenden Seminars wollen. Psui, über ein solches Gebahren. Den Lehrer in Ketten legen und dem Schüler die Zügel schießen lassen. Das ist unerhört! Das allein zeigt die ganze Erbarmlichkeit der fadenstehigen Intrigue. Mich ekelst dieser ganze, so durch und durch falsche Conservatismus an. Er gemahnt mich an die sogenannte „Koschere“ Seife, von der das Sprichwort sagt: „Zum Essen ist sie nicht, „Koscher“ genug und zum Waschen ist sie nicht seifig genug!“ (Alle lachen.)

Vidaver: Sie werden doch Eines zugeben müssen, Hübsch! Und das ist die Thatsache, daß wenn im Osten noch ein „College“ entsteht, der Wettstreit zwischen den beiden Instituten der amerikanisch-jüdischen Wissenschaft und der Entwicklung des amerikanischen Judenthums im Allgemeinen nur zum Vortheil gereichen kann!?

(Fortsetzung folgt.)

Adolph Huebisch's literarischer Nachlaß.

Von S. Zirndorf.

(Fortsetzung statt Schluß.)

„Es war nach der Rückkehr von einer amtlichen Rundreise, die er eben gemacht, daß eine zahlreiche Deputation aus unserer Mitte Koffuth aufsuchte und ihn bat, die Sache der jüdischen Gleichstellung vor dem ungarischen Parlamente zu vertreten. Mit einer vor Erregung zitternden Stimme antwortete er: „Keiner weiß es besser als ich, daß ihr treue Söhne des geliebten Vaterlandes seid, und keiner wünscht sehnlicher, euch als solche anerkannt zu sehen; aber auf meiner Reise hatte ich Gelegenheit, die Volkstimmung zu erforschen, und als euer Freund sage ich euch: die Zeit dazu ist noch nicht gekommen! Fahret fort zu handeln, wie ihr bis jetzt gehan, und ihr werdet sie zwingen, euer Verdienst anzuerkennen.“ Ib., S. 291.

„Als euer Freund!“ Es ist das alte böse Lied von dem zu seinem eigenen Besten enterbten Stiefkinde des Hauses; und es klingt gerade, als wenn A. zu B. sagte: „Wahr ist es: ich schulde dir die tausend Dollars und ich weiß auch, daß die Vorenthaltung deines Eigenthums dir schwere Entbehrungen bereitet. Allein nicht minder ist mir bewußt, daß du in einer unsicheren, häufigen Einbrüchen ausgelegten Gegend wohnst; und zu deinem eigenen Schutze muß ich mit herzlichem Bedauern dir das Deinige noch länger entziehen.“

Für die warmherzige, einigermaßen auf Emotionen eingerichtete Produktion des geistvollen Redners schienen diese gelegentlichen Fragen und Rörhen aus der großen Politik ein wahres Bedürfnis zu sein. Eine gute Anzahl interessanter, wichtiger Tagesfragen werden in dieser räumlich zugemessenen Auswahl je nach der Gunst der Stunde mit mehr oder weniger Glück behandelt. Hier sind die Titel von einigen, deren Lehrgehalt die schnell wandelnde Zeit noch keineswegs vermindert hat: „Die Lehren der jüngsten deutschen Judenheke“, S. 240. ff.;

„Israel und die deutschen Verfolgungen“, S. 230. ff.; „Arbeit contra Kapital“, S. 201. ff.; „Die Silber-Bill des Kongresses und die Silber-Bill der Bibel“, eine Sabbath-Schekalim-Predigt, am 4. März 1878 gehalten, S. 291. ff.; „Arbeit und Löhne“, S. 250. ff. Die Predigt, am 20. März 1881 gehalten, nimmt in einer nachdrucksvollen Apostrophe auf die Ermordung des russischen Kaisers Bezug. „Rußland und die Monroe-Doktrin“, S. 267. ff.; „Religion und moderne Gesellschaft“, S. 271. ff.; „Jüdischer Patriotismus“, S. 289. ff.; „Glückliche russische Flüchtlinge“, S. 292. Es waren damals noch die besten Tage der russisch-jüdischen Einwanderung, und die Ackerbau-Colonie in Vineland, N. J., wird mit rosigem Farben geschildert. In der Predigt: „Bin ich denn meines Feindes Briefträger?“ vom 16. März 1884, werden Bismarck's Ausfälle gegen den abgesetzten Kaiser kurz und bündig widerlegt.

Alle diese Reden sind voll goldener Worte der Religions- und Stammesvertheidigung, voll apologetischer Kerngedanken, die sowohl innerhalb als außerhalb Israels lehrkräftig und anregend wirken könnten. In dem Vortrag: „Hebrew Patriotism“ wird der Satz aufgestellt, der Gottlob keines Beweises bedarf und fast die Kraft eines Axiomes hat, daß es unter den Israeliten keine Verräther gibt:

„Noch mehr: es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Juden viel zäher den Sitten und Gewohnheiten ihres Adoptivvaterlandes als selbst die Eingeborenen anhängen.“

S. 290.

(Schluß folgt.)

Die Keiley-Frage.

Für den Gebrauch unserer transatlantischen Leser dargestellt.

Von D. Birndorf.

(Schluß.)

Der Graf Kalnoth begnügt sich also, wie bereits angeführt worden, zu sagen:

„Die Stellung eines solchen Gesandten würde in Wien unhaltbar und sogar unmöglich sein.“

Was aber dieser sehr unbestimmte Ausdruck sagen will, das lernen wir am besten durch einen zuverlässigen Kommentar; und dieser wird uns in der oben erwähnten Unterredung zwischen Francis und dem Reporter auf's reichhaltigste dargeboten. Es scheint nämlich inzwischen der wahre Sachverhalt an's Licht gekommen zu sein, daß Mrs. Keiley zur Zeit dem jüdischen Bekenntnisse nicht angehört, ihm vielleicht nie angehört hat. Sie soll allerdings von israelitischer Abkunft sein — etwas Gewisses ist darüber nicht festgestellt worden — aber schon seit Jahren der Gemeinschaft der Kirche angehören. Nach Herrn Francis' Bemerkung wird indeß durch diesen Umstand die Schwierigkeit noch lange nicht gehoben; denn die „feinere“ Wiener Gesellschaft duldet überhaupt keine Semiten in ihrer Mitte (auf wie viele Geschlechter hinaus, wird nicht gesagt).

Weiterhin wird uns versichert, daß diese Ausschließung sich namentlich auf Diners und Soupers, wahrscheinlich auch auf Kaffeegesellschaften, erstreckt. Die Juden, sagte der Gesandte, bilden eine eigene, streng von der anderen geschiedene Gesellschaft. Selbst der Baron Rothschild erscheine nur einmal des Jahres, und zwar ohne seine Gemahlin, auf ein Stündchen bei einem Hofballe.

„Des Freiherrn Sohn wird manchmal bei einem Minister oder Gesandten zu einem Privat-Diner, niemals aber zu einem diplomatischen Bankett geladen.“

Für uns hatte dieser Bericht nur in geringem Maße den Reiz der Neuheit. Wie weit es in dieser Beziehung in Deutschland und Oesterreich bereits gekommen, das haben wir unter Anderem erst neulich aus dem Buche: „Berliner Gesellschaft“, des aristokratischen Tellereders, Graf Paul von B. v. vernommen. Können denn unsere Rothschilden, unsere Bleichröder, unsere Erlanger sich niemals zu jener Selbstwürde aufraffen, daß sie es vorziehen, lieber bequem und reichlich zu Hause als freudlos unter dem Kreuzfeuer protegirender Blicke bei Hofe oder bei der Exzellenz zu speisen? Weithallende Stimmen haben sich vernehmen lassen, ihnen diese schädliche Unterordnung zu widerrathen: allein es scheint, die Sache hat für unsere Krösusse gar zu viel Reiz. Wir als Gesamtheit haben darunter schwer zu leiden, denn der Antisemitismus saugt aus dieser — Taktlosigkeit die reichlichste Nahrung.

Leider aber ist dieses Gutachten der aristokratischen Koterie, das in den Worten des Barons Schaffer Ausdruck fand, nicht die einzige Stimme, welche in dieser peinlichen Angelegenheit bis jetzt vernommen ward. Die Wochenchrift: „The Nation“, die es doch besser wissen sollte, hat sich zu einigen wunderlichen Leitartikeln verstriegen, in welchen sie über Gesandtschaftswesen und diplomatische Thätigkeit einer völlig nagelneuen, eines freien Staatslebens wenig angemessenen Weisheit sich beleiht. In ihrer Nummer vom 17. Dezember z. B. macht sie dem Sekretär Bayard die bittersten Vorwürfe, daß er einen Mann der österreichischen Regierung als Botschafter aufdringen wolle, von dem es nicht feststehe, ob er oder seine Frau den nobeln Häusern der fremden Hauptstadt auch annehmbar wäre, vielleicht gar, ob seine Nase ihnen wahrhaft gefiele.

„Wenn der Minister des Auswärtigen irgend einer Regierung — so philosophirt die „Nation“ — Ursache hat zu glauben, die Gesellschaft der besuchten Hauptstadt werde die Familie des Gesandten nicht in ihrer Mitte dulden, so ist es nicht nur sein Recht, sondern auch seine Pflicht, so zu handeln, wie Graf Kalnoth in diesem Falle handelte: ihm den Empfang einfach zu verweigern.“

Wir glaubten immer, der Vöte eines großen Volkes habe, auch in diesen verderbten Zeiten, viel Wichtigeres im Auslande zu thun, als sich so maßlos um Ball- und Tafelartigkeiten zu kümmern und seine repräsentative Thätigkeit davon so unendlich abhängig zu denken. Und wenn die fremde Kamarilla es sich in den Kopf setzen sollte, ihn durch Ausschließung gleichsam zu „boyccotten“, wie man jetzt

sagt, nun, dann denken wir, es gibt noch echt patriotische Seelen, welche um der Staats- und Handelsvorteile willen sich über solche Kleinigkeiten gleichmüthig hinwegsetzen den sittlichen Muth haben.

So denken wir allerdings, allein bei unserer Unkunde des Verhältnisses ist ein Irrthum nur zu leicht möglich. Darin aber sind wir unserer Sache so ziemlich gewiß, daß alle Abhängigkeit eines Gesandten von äußeren Konvenienzen nur persönlicher Natur sein kann, daß aber seine Angehörigen, sein Familienverhältniß gänzlich außerhalb der internationalen Debatte stehen. Auf die Gefahr hin, unsere Leserinnen abermals mit einem kleinen staatsrechtlichen Privatissimum zu langweilen, müssen wir bei diesem Gegenstande einen Augenblick länger verweilen.

Wir gedenken nämlich unsern Satz e contrario, d. h. negativ zu beweisen, wie ja Wendelssohn, den wir diese Woche erst gefeiert haben, bekanntlich auch den lieben Gott in dieser negativen Form am deutlichsten zur Evidenz zu bringen meint. Die weisen Väter unseres Völkerrechts haben bekanntlich im Laufe der Zeiten den Botschaftern eine Menge wunder schöner Privilegien, als Unverletzlichkeit, Exterritorialität, einen erhöhten Rechtsschutz u. dgl. gewährt. Allein nur dem Gesandten selbst, nicht aber seinen Angehörigen kommen diese Vorrechte zu statten; und dabei hat es im Ganzen heute noch sein Bewenden.

Als deren (der befreundeten Staaten) Vertreter — sagt Dr. Schaper — genießen eines erhöhten Strafschutzes bei Verleibungen aller Art die beglaubigten Gesandten oder Geschäftsträger, nicht so deren Gattinnen oder das gesandtschaftliche Hülfspersonal.“

Holtenhoff, Rechtslexikon, B. 1., S. 129; siehe auch Strafsatzbuch für das Deutsche Reich, § 104.

Nun, man wird zugeben, wo keine besonderen Rechte, da kann auch von außerordentlichen Pflichten, von einem weitem Nachweis der Zulässigkeit unmöglich die Rede sein. Nein, die Frau Gesandtin — das sieht wohl der gesunde Menschenverstand ohne Mühe ein — ist eine im internationalen Verkehr nicht leicht zu beanstandende Persönlichkeit. Sie bedarf für ihre gesellschaftliche Zulässigkeit keines anderen Beweises, als den auch die Frau eines Privatmannes zu erbringen hat. Herr Bayard aber, welcher gegen die Ablehnungsnote Kalnoth's seinen kräftigen Protest erhebt und die triftigsten Gegenstände in's Gesicht führt, hat sich unseren, ja den Dank eines jeden Rechts- und Verfassungsfreundes verdient und kann sich über den schulmeisterlichen Ton einiger Tendenzblätter leicht trösten.

In der That, wir zählen diese Bayard-Kalnoth-Korrespondenz, wir zählen den darauf bezüglichen Passus in des Präsidenten Botschaft zu den schönsten Kundgebungen amerikanischer Staatsweisheit und Männerwürde. In dieser besonderen Eigenschaft erinnert die Stelle an die besten und stolze Tage der Republik; und schon wegen ihrer historischen Bedeutung müssen wir ihr einen Platz hier einräumen:

„Betreffs der Vertretung der Ver. Staaten am Wiener Hofe ist eine Meinungsverschiedenheit mit der österreichisch-ungarischen Regierung aufgebrochen. Da ich nämlich, von

meinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch machend, einen Bürger von unangreifbarer Achtbarkeit, Biederkeit und Befähigung zum Gesandten an jenem Hofe bestellt hatte, machte die österreichisch-ungarische Regierung bei der unsrigen gewisse Ausstellungen gegen die persönliche Zulässigkeit des designirten Gesandten Keiley geltend und forderte, daß auf Grund derselben die Wahl widerrufen werden sollte. Die angeführten Gründe waren aber derart, daß ich nicht darauf eingehen konnte, wollte ich nicht meinen Amtseid brechen und die Grundsätze unserer Verfassung verletzen. Gätte die Centralstelle auf diese Gründe gehört, so wäre es eben so gut gewesen, als hätte sie zu Gunsten einer fremden Regierung einer Verkümmern des ihr zustehenden Wahlrechtes beigestimmt. Es hätte ausgefallen, als wollte man eine bestimmte religiöse Ueberzeugung als Nachweis der Amtsfähigkeit in Amerika erzwingen. Eine zahlreiche Klasse unserer Mitbürger würde nach diesem Vorgange thatächlich ihrer Rechte verlustig gehen, und ein wahres Lebensprinzip unserer Verwaltung würde aufgegeben werden. Die österreichisch-ungarische Regierung beschloß endgültig, Herrn Keiley als amerikanischen Gesandten nicht anzunehmen; dieser Herr hat inzwischen auf die Wahl verzichtet, und der Posten ist jetzt erledigt. Ich habe keine neue Ernennung vorgenommen, und die Angelegenheiten unserer Regierung werden jetzt zu Wien von dem Gesandtschaftssekretär, in seiner Eigenschaft als Geschäftsführer ad interim, verwaltet.“

Der Senator Vest, welcher im Kongresse ein Zustimmungsvotum zu der Handlungsweise der amerikanischen Regierung beantragte, hat deshalb auch der allgemeinen Stimmung Ausdruck gegeben.

Wir legen auf die Ernennung Keiley's kein besonderes Gewicht; allein nicht ganz gerechtfertigt scheint es uns, die Taktlosigkeit, die er auf seinem früheren Posten, in Italien, begangen haben soll, jetzt gegen ihn in's Treffen zu führen; denn in dem Proteste gegen ihn war von dieser diplomatischen Sünde anfangs fast gar nicht die Rede. Auch für Mrs. Keiley werfen wir uns nicht besonders ins Zeug. Wenn es sich hier um etwas Wesentliches handelt, so kann dies nur ein abstraktes Prinzip sein; und ein solches Prinzip ist allerdings durch des Barons Schaffer Aeußerung gegen Bayard in den Vordergrund gestellt; und es besteht selbst noch zu Recht, wenn Keiley vom Schauplatz abgetreten.

Daß der Baron diese verfänglichen Mittheilungen dem Sekretär wirklich gemacht, kann nach Vorlage der Korrespondenz durchaus nicht bestritten werden. Nach den neuesten Aufschlüssen der „New Yorker Staatszeitung“ aber wäre diese Klausel über „die Jüdin“ und „die Civilehe“ in dem Kalnoth'schen Telegramm vom 8. Mai gar nicht enthalten gewesen, und der österreichische Gesandte hätte diesen Zusatz aus seinem eigenen antisemitischen Gemüthe geschöpft. Eine andere Version will wissen, das besagte überflüssige Postscriptum wäre zwar in der Depesche gestanden, aber nur zu vertraulicher Mittheilung, nicht zum offiziellen Gebrauche, bestimmt gewesen.

Damit tritt allerdings die Angelegenheit in ein ganz neues Stadium; denn war die „Staatszeitung“, wie man annehmen darf, gut unterrichtet, dann liegt der Schwerpunkt des Aergernisses nicht in Wien, sondern im Gesandtschaftshotel

zu Washington. Von dort muß der Wiederruf, die befriedigende Erklärung ausgehen; oder es muß auf die Abberufung des Barons Schaffer gedrungen werden, welcher sich dergestalt als unfähig erwiesen hat, die Beziehungen zwischen zwei gebildeten und stolzbewußten Völkern zu vermitteln. Österreich aber ist in Amerika durch eine zahlreiche Einwanderung edler Geister, heller Intelligenzen, warmer Herzen, reicher Mittel vertreten; und einer Massenbeschwerde, von einer solchen Körperschaft ausgehend, kann auch im fernen Wien nicht so leicht ein kaltes Schweigen entgegengesetzt werden.

Bereits hört man aber von einer anderen Seite, daß Baron Schaffer durch zerrüttete Gesundheit — eine echt diplomatische Diagnose — für die Abberufung vorgemerkt sei. Dadurch würde allerdings die Monsterbeschwerde entbehrlich werden. So oder so, allein wir haben jedenfalls noch nicht das letzte Wort über „die Jüdin“ und „die Civilehe“ gehört.

10. Januar 1886.

Inland.

Philadelphia, 14. Januar.

Am vergangenen Sonntag, den 10. d. M., fand in der Mercantile-Halle die 21. Jahres-Versammlung der hiesigen jüdischen Hospital-Gesellschaft unter Vorsitz ihres Präsidenten, Hrn. Wm. B. Hachburg, statt. Dem verlesenen Jahresbericht entnehmen wir Folgendes:

Beim Beginne des Finanz-Jahres befand sich nicht nur kein Geld in der Kasse, sondern der Verein schuldete auch noch dem Schatzmeister \$961.22. Die Gesamt-Einnahmen beliefen sich auf \$36,112.94; die Gesamt-Ausgaben auf \$36,433.61, folglich ein Deficit in der Kasse von \$320.67. Außergewöhnliche Einnahmen waren: Für Unterhalt der Insassen des „Home“ \$1,533.50; vom Montefiore-Fond \$1,250.39; von Legaten insgesammt \$4,350.00. Die Einnahmen von Mitglieder-Beiträgen waren \$4,165, von Gönnern (patrons) \$3,675. Der Hausarzt berichtet, daß im Hospital 333 und in der Dispensary 1,000 Patienten behandelt wurden. Die Insassen des Hospitals wurden zusammen 7,650 und die des „Home“ 9,299 Tage, zusammen 16,949 Tage verpflegt. Außerdem wurden Ärzte, Beamte, Wärter und Bedienung 3,487 Tage beschäftigt, zusammen 25,422 Tage.

Die Unkosten des Unterhaltes, die Verpflegungs-Kosten für die Angestellten und alle sonstigen Ausgaben eingeschlossen, beliefen sich auf \$13,365.61 im Jahre. Während des Jahres wurden 5 Personen in das „Home“ aufgenommen, 6 starben und eine Frau wurde entlassen. Gegenwärtig befinden sich daselbst 26 Insassen, 13 Männer und 13 Frauen im Alter von 55 bis 97 Jahren.

Für den Bau eines Stalles nebst Wägenhaus und andere bauliche Verbesserungen wurden \$6,474.08 ausgegeben.

Der Präsident empfiehlt in seinem Bericht den Bau einer Küche nebst Waschküche und Kesselhaus, außerdem eines geeigneten Heims für mindestens 50 Insassen, so daß der jetzt als Heim dienende Flügel als Abtheilung des Hospitals für Unheilbare benutzt werden könne. Zur Erlangung der dazu nöthigen bedeutenden Geldmittel wird die ernstliche Beihilfe der Mitglieder und Gönner angerufen. Zwei Direktoren, die Herren Simon W. Arnold und Morris Rosenbach, sind während des Jahres gestorben.

Zum Schluß spricht der Bericht den Ärzten, Superintendents und sonstigen

Angestellten, sowie Freunden der Anstalt für zahlreiche Geschenke seinen Dank aus.

Der Bericht des Schatzmeisters, Herr August B. Loeb, specificirt die Einnahmen und Ausgaben. Unter den Geld-Geschenken im Gesamt-Betrage von \$12,343.64 heben wir als die bedeutendsten hervor: „Hebrew Charity Ball Association“ \$5,159.98; am Gabentag \$1,933.50; von Einzelnen \$1,243.27, Montefiore-Fond für ein Bett \$1,250.39; und N. M. Co. für zwei Betten \$500.00; Canstatter Volksfest-Verein \$200.00; Stadt Philadelphia für Ambulanz-Dienst \$875. Es wurden während des Jahres 333 Patienten im Hospital behandelt, von denen am 1. Januar ds. J. 19 in Behandlung blieben. Davon wurden geheilt 213, gebessert 69, nicht gebessert 8; 2 liefen davon und 22 starben. Von den Patienten waren 108 Nicht-Israeliten. Die Durchschnitts-Zeit der Behandlung belief sich auf 23 1/2 Tage. Von den sechs im alten Heim gestorbenen Personen waren zwei 83, eine 81, zwei 75 und eine 68 Jahre alt. Der älteste Insasse ist 97 Jahre alt und erfreut sich guter Gesundheit. Der Bericht, der an Einzelheiten reich ist, wird gedruckt und den Mitgliedern zugesandt werden.

Das Hospital ist ohne Schulden, denn die \$8,000, welche es zu 3 Prozent von dem Levin'schen Nachlasse geliehen hat, gehören ihm eigentlich, indem dieser Nachlaß in diesem Jahre dem Hospital laut Testament des Herrn Levin etwa \$15,000 ausbezahlt hat, von welcher Summe jene \$8,000 ein Theil sind.

Folgende Beamte wurden einstimmig wiedergewählt: Präsident, Wm. B. Hachburg; Vice-Präsident, Abraham Goldsmith; Schatzmeister, August B. Loeb; Sekretär, Simon A. Stern; Correspondirender Sekretär, Simon Baekjer. Direktoren, für drei Jahre: Salomon Gans, Lucien Mox, Henry S. Frank, Louis Saller; für ein Jahr: Nathan Stroufe.

Mittwoch, den 13. d. M., war für das Ehepaar Levi Wolf ein Tag von dreifach freudiger Bedeutung, der Feier ihrer an diesem Tage vor 50 Jahren geschlossenen ehelichen Verbindung der Feier des 75. Geburtstages des Herrn Wolf und der glücklichen Ankunft des vierten Urenkelchens. Herr Wolf, geboren in Obermühl (Steinpfalz), wurde mit seiner ein Jahr älteren Gemahlin in deren Geburtsort Hinzweiler an diesem Tage vor 50 Jahren durch den verstorbenen dortigen Kantor Levi getraut. Vor 35 Jahren wanderte er mit seiner Familie nach diesem Lande aus; dieselbe zählte damals 3 Söhne und 3 Töchter, denen heute 24 Enkel und 4 Urenkel zugerechnet werden müssen. Sie waren sämtlich am Mittwoch hier anwesend, um den mit hochverehrten Eltern das goldene Hochzeitfest feierlich zu begehen. Die nächsten Familien-Angehörigen, mit zahlreichen Verwandten und Freunden von hier und auswärts, versammelten sich am Abend in der zu dem Zwecke festlich geschmückten Mercantile-Halle zu einem Festmahle, an dem über 125 Herren und Damen Theil nahmen. Nachdem Herr Rabbiner Dr. Jastrow nach einer inhaltreichen Ansprache den fünfzigjährigen Ehebund auf's Neue eingeseget hatte, folgten im Laufe des Abends in den Zwischenpausen ernste und heitere Reden und Trinksprüche: von Seiten des ältesten Sohnes der Gefeierten, Hrn. Simon Wolf von Washington; dessen Brüder Elias und Herman, sowie des Ex-Consuls Benj. J. Pigotto und Anderen. Einige der Enkel und Urenkel bereiteten den Großeltern freudige Ueberraschung durch den Vortrag sinniger Glückwunschk-Gedichte. Auch Frau Betty Wittgenstein hatte ein Gedicht von Louisville, ebenso Herr Clauby, Präsident des Washington Sängerbundes, dessen Ehrenmitglied Herr Simon Wolf ist, hatte ein solches von Washington gesandt. Auch

Rev. Fränkel, der leider durch andauerndes Unwohlsein verhindert war, an der Feier Theil zu nehmen, hatte, als alter Freund der Familie, einen poetischen Glückwunsch eingeschickt.

Außer nahezu an hundert Telegrammen und Briefen wurde auch ein eigenhändiges Glückwunsch-Schreiben von Präsident Cleveland an Hr. Simon Wolf während des Banquets verlesen. Vorzügliche Musikvorträge würzten das Festmahl. Wir brauchen wohl nicht erst hinzuzufügen, daß es nicht an werthvollen und sinnreichen Geschenken für das Jubelpaar fehlte. Unter diesen fielen besonders die Bilder der beiden Gefeierten auf, welche unter einem aus golddurchwirkter Seide hergestellten, über deren Sitz befindlichem Thronhimmel aufgestellt waren, den Herr Wolf während seines Aufenthaltes als Consul in Egypten dort erworben hatte. Herr Consul Felix A. Matthews hatte von Tanger, Marokko, zwei Manchetten-Knöpfe, von Goldstücken dortiger Währung, für den Jubilar gesandt; Frau Wolf erhielt von ihrem Sohne Simon zwei golddurchwirkte Pantoffel u. s. w.

Höher als Feier und Geschenke schätzen wir die liebevolle Anhänglichkeit, deren sich das Jubelpaar von Seiten sämtlicher Mitglieder ihrer Familie in so seltener Weise erfreut und die ihre alten Tage in so schöner Weise erhellt und beglückt. Möge ihnen dieser Segen noch lange zu Theil werden und es ihnen vergönnt sein, in andauernder Rüstigkeit sich noch lange des Glückes ihrer Kinder zu erfreuen, denen sie durch eine gute häusliche Erziehung und ihr eigenes Beispiel einen Schatz für's Leben mitgegeben, der sich ihnen segensreicher erweisen hat als „Tausende von Silber und Gold!“ Ein in Fassung und Inhalt ausgezeichnetes deutsches Gebet, daß Herr L. Wolf für die Gelegenheit verfaßt hatte, aber zu erregt war, es vorzutragen zu können, giebt beides Zeugnis von der frommen, gottesfürchtigen Denkwürdigkeit des Jubilars, der, wie seine fromme, verständige Gemahlin, noch der alten, von vielen abgethanen Gewohnheit anhängig, alle gute Gaben, als von Gott kommend, durch Dank gegen den Geber zu weihen und im Glück dessen nicht zu vergessen, der Freud nach Leid sendet und dessen Güte ewig währt.

Wie wir hören, ist zu der durch den Abgang des Herrn Rev. N. Rosenau und Gemahlin erledigte Stelle als Superintendent, resp. Matrone der hiesigen jüdischen Waisenanstalt, Herr Rev. und Frau S. M. Fleischmann von Alton, D., gewählt worden. Wir bedauern, daß Herr und Frau Rosenau sich veranlaßt gesehen haben, eine Stellung aufzugeben, die sie während fünf Jahre, und zwar während der schwierigen Periode der Eröffnung der neuen Anstalt, mit anerkanntem Eifer und Erfolg versahen. Hoffen wir, daß es Herrn Fleischmann — dem ein guter Ruf von seiner Stellung, die er für beinahe sechs Jahre als Kantor und Lehrer in Alton eingenommen, vorausgeht — sowie dessen Gemahlin gelinge, sich mit den verantwortlichen Funktionen ihres demnächstigen Berufes bald vertraut zu machen und den Anforderungen desselben nach allen Seiten gerecht zu werden.

Herr Isaac Hynemann starb nach mehrwöchentlichem Unwohlsein gestern Morgen im Alter von 82 Jahren. Herr Hynemann war in Hessen-Rassel geboren und kam im Jahre 1827 nach Philadelphia. Nachdem er hier verschiedene geschäftliche Unternehmungen begonnen, ging er für einige Zeit nach Richmond, Va., wo er ein Manufakturwaaren (dry goods) Geschäft eröffnete. Nachdem er vor 30 Jahren nach hier zurückgekehrt war, etablirte er eine Straßenbesprengung-Gesellschaft, deren Präsident er bis zu seinem Tode war. Herr Hynemann war das älteste

Mitglied der Lafayette-Loge, No. 71, F. und M. M.; Mitglied der Mithras-Israel-Gemeinde und ein thätiges Mitglied der meisten hiesigen wohlthätigen Anstalten. Sein zuvorkommendes, feines Wesen erwarb ihm viele Freunde, und seine Ehrenhaftigkeit die Hochachtung Aller, die mit ihm in nähere Berührung kamen. Friede mit ihm!

Die vierzehntägige „Fair“ der Ansichs Emeth Gemeinde wird am morgigen Abend zum Abschluß kommen, mit welchem finanziellen Erfolge, läßt sich mit Bestimmtheit noch nicht angeben, da die Schlussverlosungen das Resultat wesentlich beeinflussen. Witterungs- und Zeitverhältnisse waren eben nicht günstig; überdies läßt es sich nicht verkennen, daß die allgemeine Theilnahme an den Fairs, wenigstens von Seiten Derjenigen, die allenfalls im Stande wären, dieselben pekuniär zu fördern, vorüber ist. Die verschiedenen Gemeinden resp. deren Mitglieder werden durch die eigenen Anforderungen zur Genüge in Anspruch genommen; überdies sind die außerordentlichen Ansprüche so gewöhnlich, und die gewöhnlichen so außerordentlich, daß selbst wenn guter Wille vorhanden wäre, es doch an den nöthigen Mitteln fehlt. Beides zusammen findet man leider nicht zu häufig.

Der von der „Association of Jewish Emigrants“ soeben veröffentlichte Jahresbericht verbreitet sich über die Thätigkeit der Gesellschaft während des Jahresraumes vom October 1884 bis November 1885. Wir führen hier Folgendes aus demselben an: Während des vorigen Jahres landeten hier 1076 Einwanderer, wovon 145 permanent hier verblieben und die übrigen weiter befördert wurden. Mehr wie 900 Gesuche um Unterstützungen oder Arbeits-Nachweisung gingen ein.

In dem Hause der Gesellschaft, No. 930 S. 4. Straße, wurden 3,140 Mahlzeiten ausgetheilt. Die Einnahme beläuft sich auf Geschenke an Kleibern und \$1,582.26 in Baar; die Ausgaben betrugen \$1,805.82. Die Gesellschaft hat bei der Versendung des Jahresberichtes einen Aufruf zur Einsendung von Beiträgen, zur besseren Verfolgung ihrer Zwecke, erlassen.

Beamte der Association sind die Herren: Alfred L. Jones, Präsident; Jakob Miller, Vice-Präsident; Simon Muhr, Schatzmeister; Chas. Hoffman, Sekretär; Direktoren: Louis E. Levy, Dr. Joseph Simohn, Max Rosenthal, J. Brylanoski, B. Hammer Schlag, A. M. Frenchie, Dr. L. W. Steinbach, Edward Hirsch, Henry S. Markus, M. G. Winstock, Max Seffler.

Philemon.

New York, 10. Januar. — Die Jahresversammlung der Direktoren des „Hebrew Technical Institute“, No. 129 Crosby Str., fand gestern Vormittag unter dem Vorsitz des Präsidenten Herrn James H. Hoffman in den Räumlichkeiten der „Young Men's Hebrew Association“, No. 721 Lexington Ave., statt. Aus dem Bericht des Direktors des Instituts, Henry M. Leipziger, geht hervor, daß das Unternehmen, welches vor 18 Monaten gegründet wurde und hauptsächlich von der „Hebrew Free School Association“, dem jüdischen Waisenhause und den „United Hebrew Charities“ unterhalten wird, in jeder Beziehung ein durchaus erfolgreiches ist. Zweck desselben ist es, israelitische Kinder, die sich sonst ihrer Mehrzahl nach dem Handelsstande zuwenden, dazu zu veranlassen, sich der Industrie und dem Gewerbe zu widmen. Die Schule ist in drei Klassen eingetheilt, in welchen außer dem Direktor noch verschiedene Lehrer unterrichten. Die Knaben, welche sich zur Aufnahme melden, müssen 12 bis 15 Jahre alt sein; die jetzige Schülerzahl beträgt 63, gegen 45 im Vorjahre. Die Lehrfächer bestehen in Arithmetik, Schreiben, Ausarbeitung von schriftlichen Auf-

gaben, Geographie und Geschichte eines theils, während die technische Erziehung Freihandzeichnen, architektonisches Zeichnen, Modellieren und den praktischen Gebrauch von Handwerkzeug in Bearbeitung von Holz und Metall in sich schließt; auch ist beschlossen, ein eigenes Departement für Holzschneiderei (Xylographie) einzurichten. Jeder Schüler wird mit Büchern und Handwerkzeug kostenfrei versehen und wird der Unterricht unentgeltlich erteilt. Neue Anmeldungen können jedoch vor der Hand keine Berücksichtigung finden, da bereits wegen Mangel an Raum mehrere Applikationen zurückgewiesen werden mußten. Es ist deshalb ein größeres Lokal in Aussicht genommen worden. In der ersten Klasse erhalten die Knaben Unterricht in Laubsägearbeiten, Bearbeitung von Bappe u. i. w., außer den üblichen Lehrfächern, und geht der Unterricht in den anderen Klassen stufenweise vorwärts. Zwei Jahre lang werden die Schüler in allen Fächern unterrichtet und im dritten Jahr auf ein gewisses Fach vorbereitet, so daß sie dann in ein bestimmtes Geschäft eintreten können. Das Resultat des Unterrichtes ist als sehr günstig zu betrachten, die Schüler sind über das Studium des Experimentes hinaus und werden die verschiedenen Handwerkzeuge nach volldem Kursus gerade so gut zu handhaben wissen, als ein beim „Meister“ ausgeleiteter Lehrling. Der Bericht des Schatzmeisters läßt ersehen, daß die Ausgaben, nahezu an \$10,000, mit den Einnahmen ungefähr gleichen Schritt hielten. Erstere werden jedoch für das laufende Jahr auf \$14,000 veranschlagt, weshalb freiwillige Beiträge, deren namhafte von den Herren Jesse Seligman, Jacob S. Schiff, David L. Einstein, James S. Hoffman und Abraham Wolff während des vor. Jahres eingingen, stets willkommen sind. Zur Beschaffung der Mittel wird demnächst eine öffentliche Versammlung stattfinden, in welcher hervorragende Redner sprechen werden. Bei der gestern stattgefundenen Wahl von Beamten wurden folgende Herren wiedergewählt: Präsident, James S. Hoffman; Vice-Präsident, Leo Schlesinger; Schatzmeister, D. L. Einstein, und Sekretär, S. M. Leipziger.

Ausland.

Charkow, 20. Dezember. — Unter den 1227 Studenten, welche im verflossenen Jahre die hiesige Universität besuchten, waren 791 Griechisch-Orthodoxe, 320 Juden, 69 Katholiken, 20 Evangelisch etc.

Detroit, 22. Dezember. — Hier ist eine neue Vereinigung des V'nei-Brith-Ordens gegründet worden, welche in den nächsten Wochen feierlich installiert werden wird.

Berlin, 22. Dezember. — Berechtigtes Aufsehen erregt die gestern erfolgte Verhaftung eines Lederwaren-Fabrikanten in der Königstraße (keine der beiden Firmen Ackermann), welcher gestohlene Waaren angekauft hat. Diese Nachricht dürfte unsere Leser deshalb besonders interessieren, weil der Verhaftete einer der Führer der Antisemiten in der Königsstadt ist.

München, — Die Erben des kürzlich verstorbenen Baron von Hirsch haben dem Bürgermeister 5000 Mark zur Verteilung unter den städtischen Armen zugehen lassen. Der Verstorbene selbst hat für wohltätige Stiftungen die Summe von ca. 100,000 Mk. letztwillig bestimmt. Diese Zuwendungen sollen theils der Stadt München, theils den Landgemeinden Planegg und Umgebung, theils den israelitischen und anderen Wohltätigkeitsanstalten in München zufließen.

Moskau, 17. Dezember. — Am letzten Sonntage wäre es hier beinahe zu Exzessen gegen die Juden gekommen. Ein

Fuhrmann hatte einen Pfänderverleiher Namens Baitcher geschimpft, wofür er von diesem an die Luft gesetzt worden war. Auf der Straße begann dieser nun zu lärmen und zu schreien, daß ihn die Juden geschlagen hätten, was alsbald eine große Masse Volkes versammelte, das laut schrie: „Haut die Juden!“ Um die Aufregung des Volkes noch zu steigern, begab sich der genannte Fuhrmann nochmals auf den Hof des Baitcher, warf hier die Oberkleider ab, versteckte sie und lief auf die Straße mit dem Geschrei, die Juden hätten ihn ausgeplündert. Zum Glück erschien bald darauf die Polizei, welche das Volk auseinandertrieb und den Fuhrmann verhaftete.

Peft, 8. Dezember. — Eine sehr wichtige prinzipielle Entscheidung ist von der königlichen Kurie dieser Tage geschöpft worden. Es handelte sich um den unerquicklichen und in unzähligen Fällen anhängig gemachten Streit, ob die sogenannten „Vestital-Gebühren“ (Abgaben an die Kirche) von den jüdischen Grundbesitzern entrichtet werden müssen oder nicht. Diese Streitfrage wurde bis jetzt im Verwaltungswege und in der verschiedensten Weise erledigt. Jetzt aber hat auf gegebene Veranlassung der oberste Gerichtshof sich dafür ausgesprochen, daß hierfür die Gerichte zuständig seien, und ferner, daß diese Abgabe, wenn auch ehe dem auf den realen Grundbesitz vertheilt, dennoch keine Realabgabe, sondern eine persönliche Pflicht sei. Sie sei demgemäß nur von Katholiken, nicht aber von Aka-tholiken (Protestanten und Juden) zu entrichten.

Bulgarien. — David Misrahi, Lieutenant in dem von den jüdischen Gemeinden Sofia, Plustschut, Varna, Widin, Schumla, Eistowa und Silistria ausgerüsteten jüdischen Bataillon, sendete am 2. v. M. der „Jüd. Befreiung“ folgendes Telegramm: P i r o t, 2. Dez. Seine Hoheit unser allergnädigster Fürst geruhte heute die jüdische Legion besonders auszuzeichnen. Seine Hoheit befestigte nämlich dem Führer der Legion mit eigener Hand die goldene Medaille „für Tapferkeit“ an die Brust und richtete an die kleine, noch übrig gebliebene Schaar die folgenden erhebenden Worte: „Eure gefallenen Heldenkameraden haben gezeigt, daß sie würdige Nachkommen der Makkabäer waren, und Ihr selbst habt in den Schlachten von Slivniza, Dragoman und Piroet bewiesen, daß Ihr an Tapferkeit und Liebe zum Vaterlande der ruhmreichen bulgarischen Armee nicht nachsteht.“ — Die Legion, welche 500 Mann stark war, zählt jetzt, auch die Kranken abgerechnet, kaum 250 Mann mehr.

Bukarest, 10. Dezember. — In der Presse bemüht man sich, die Judenverfolgungen und Judenbedrückungen einfach abzuleugnen und die über solche in's Ausland gedungenen Nachrichten als boshafte Lügen darzustellen, erfunden von den bösen Juden, um das Ansehen des rumänischen Reichs zu schädigen. Ein solches Blatt ist auf den Einfall gekommen, für diese Behauptung den unumstößlichen Beweis durch die Statistik zu führen. Es stellt als Thatsache hin, daß die jüdische Bevölkerung sich während der letzten Dezennien bedeutend vermehrt habe, während die christliche erheblich im Abnehmen begriffen sei.

(Ja, Herr Antisemit, das kommt vom Saufen, Raufen, Faulenzen und —, was die rumänischen Bojaren so gerne thun. — „Deborah.“)

Petersburg, 9. Dezember. — Von Seiten der Oberpolizeibehörde ist der Befehl ergangen, alle diejenigen Juden der Stadt zu verweisen, welche ein Gewerbe mit Gehülfen betreiben, ohne daß sie den authentischen Nachweis liefern, daß sie selbst werthtätig sind und gar keiner andern Beschäftigung obliegen.

Goldenes Lob,

freiwillig ausgesprochen über

Ayer's Sarsaparilla,

Von Leuten, die ihre wohltätige Wirkung erprobt haben.

Warren Leland in New-York: „Keine Arznei in der Welt kommt Ayer's Sarsaparilla gleich.“ (Durch sie von Rheumatismus geheilt.)

Rev. W. C. Pennington in Central South Hampton, N. Y.: „Ayer's Sarsaparilla hat mich zu einem neuen Menschen gemacht.“ (Durch sie von allgemeiner Schwäche geheilt.)

John J. Ryan vom Athletic Club, N. Y. in Philadelphia, Pa.: „Ayer's Sarsaparilla hat mich geheilt.“ (Durch sie von Rheumatismus geheilt.)

Orlando Snell in Lowell, Mass.: „Dank allein der Anwendung von Ayer's Sarsaparilla erlangte ich mich einer bessern Gesundheit als je.“ (Durch sie von Karbunkeln und Entkräftung geheilt.)

Nathan S. Cleveland in Boston, Mass.: „Ein höchst werthvolles Mittel gegen die dem Frühling eigene Ermattung und Schwäche.“ (Seine Tochter durch Ayer's Sarsaparilla von Kopfschmerzen, Schwindel, Unverdaulichkeit und allgemeiner Schwäche geheilt.)

Milton Fox in Trarut, Mass.: „Ich empfehle sie vor allen als blutreinigende Arznei.“ (Durch Ayer's Sarsaparilla von Skrophulösen Ausschlägen und Magen-schwäche geheilt.)

Selby Carter, Nashville, Tenn.: „Mein Körper schien durch und durch mit Skropheln angefüllt zu sein, aber Ayer's Sarsaparilla hat mich geheilt.“

Hon. Francis Jewett in Lowell, Mass.: „Ayer's Sarsaparilla ist die einzige Medizin, die mir wirklich, und auf die Dauer hilft.“ (Durch sie von unreinem Blute geheilt.)

Fran C. W. Tompkins in Brooklyn, N. Y.: „Ayer's Sarsaparilla hat mir unaussprechlich gut gethan. Nichts Anderes ist so wirksam gewesen.“ (Durch sie von einer Frauenkrankheit geheilt.)

Franz M. Griffin in Long Point, Tex.: „Hat wie ein Zauber gewirkt; keine andere Arznei hätte mehr ausgerichten können.“ (Sein Kind durch Ayer's Sarsaparilla von Skropheln geheilt.)

Frau S. McKab in Lowell, Mass.: „Als kann Ayer's Sarsaparilla allen Leiden empfohlen.“ (Ihr Sohn durch sie von Skrophulösen Geschwülsten, Schwindel und innerem Fieber geheilt.)

Geo. Andrews in Lowell, Mass.: „Es ist außer Zweifel, daß ich meine Genesung dem Gebrauche von Ayer's Sarsaparilla verdanke.“ (Durch sie von Bleichen geheilt.)

Henry J. Chapman in Nashua, N. H.: „Ayer's Sarsaparilla ist ein vollkommenes Blutreinigungsmittel.“ (Durch sie von anhaltenden und heftigen Skrophulösen Ausschlägen geheilt.)

Frau Lorenzo S. Muggles in Auburn, Me.: „Ayer's Sarsaparilla hat sich allen anderen Arzneien überlegen erwiesen.“ (Durch sie von weiblicher Schwäche geheilt.)

Faßt alle den menschlichen Körper befallenden Leiden rühren von Unreinigkeiten im Blute her, welche die Folge angeerbter Neigung oder verkehrter Lebensweise sind. Ayer's Sarsaparilla reinigt das Blut vollkommen, stärkt und kräftigt die Verdauungs-Organen, und ertheilt dem Nervensystem neue Lebenskraft. Das einzige Präparat dieser Art, das diese Ansprüche in Wahrheit machen kann, und das einzige, das wirklich, und auf die Dauer gut thut, ist

Ayer's Sarsaparilla,

zubereitet von

Dr. J. C. Ayer & Co., (Analytische Chemiker), in Lowell, Mass.,

In allen Apotheken zu haben; Preis \$1.00, sechs Flaschen \$5.00.

Für Haushälter und Landwirthe — Es ist wichtig, daß Soda und Saleratus für den Hausgebrauch weiß und, wie alle andern Nahrungsmittel, rein seien. Beim Brodbaden mit Gese gebrauchte gleichzeitig ungefähr einen halben Theelöffel voll von Church & Co.'s „Arm & Hammer“ Marke Soda oder Saleratus. Der Teig wird dadurch besser aufgehen und gegen

ARM & HAMMER BRAND

Schneide-Schaber bereiten einwandfrei „Arm & Hammer“ Marke Soda oder Saleratus mit dem besten sehr reinen Mehl.

Sauerwerden bewahrt, indem es die natürliche Säure der Gese verbesert. Um nur „Arm & Hammer“ Marke Soda oder Saleratus zu erhalten, laufe in 1 oder 12 Pfund Packeten, welche unsern Namen und Hammer-Markel tragen, da geringere Waare häufig für „Arm & Hammer“ Marke in der Masse verkauft wird.

Verbreite unsere Concentrirte Salzsoda in Packeten. Größtes 5 Cts. Packeten und bestes Waschlupulver im Markt.

Die Schrift des Lebens

— von —

Dr. Leopold Stein,

ist bekanntlich im Buchhandel seit einiger Zeit vergriffen. Von dem zweiten und letzten Theile aber besitzen wir noch einige Exemplare, die wir zu dem sehr mäßigen Preise von \$1 hiermit ergebenst anbieten. Dieser zweite Theil, an Seitenzahl stärker als der erste, behandelt ein in sich abgeschlossenes Gebiet der Religionswissenschaft, weshalb sich der Ankauf dieses Theils sehr wohl empfiehlt.

The Bloch Pub. and Print. Co.,

CINCINNATI, O.

Gedichte und Scherze in jüdischer Mundart.

1. Schmonzes-Verjonen.
2. Chalaumes mit Wadfish.
3. Heil'n Stuch!
4. Einer von uns're Rent!
5. Auf-seid'mite Todtschen.
6. Gut Schabbes.
7. Allerlei Narrschkeiten.
8. Ob Henoch, oder: Was thu'n kommt?
9. Johann Hoff und Johann Hoff, oder: Dr. Wunder des Witz-Giraffe.
10. Roschere Mezijs.
11. G-nemachte Gedraim.
12. Jüdische Chodmes.
13. Guter sind auch Compott.
14. Kommt raus der Jüd!
15. Schladmonans zu Kurin!
16. Wer m'r Guts diunt!
17. Worum! — Dorum!
18. Fraule Fisch und Kladu bagu.
19. Zwischen Wunde und Kladu.
20. So war's son.

Alle 20 Hefte kosten \$1.00. (Portofrei versandt.)

„Ein deutscher Minister“

heißt die neue, für die „Deborah“ von dem berühmten Schriftsteller, Herrn S. Kohn, geschriebene große Novelle, die mit Nummer 28, den 8. Januar, in der „Deborah“ angefangen hat.

Wir machen das Publikum besonders auf das Erscheinen dieser spannenden Novelle aufmerksam.

Es ist seit langer Zeit keine solche Original-Arbeit in Amerika erschienen.

Für Nichtsubskribenten ist jetzt die Zeit, die „Deborah“ zu bestellen, und wünschen wir, daß diejenigen, die diese Novelle vollständig besitzen wollen, sofort ihre Adresse einschicken mögen.

Für Freunde in Deutschland würde die Zusendung dieses Blattes gewiß eine freudige Erinnerung an den in Amerika trohnenden Zusender sein.

Jährlicher Subscriptions-Preis: \$2.00. Nach Europa \$2.50.

Verlobungen.

Herr D. Bernberg von New York mit Frä. Jennh Simpson von St. Joseph, Mo. Keine Karten.

Herr Henry Alexander von Troy, N. Y., mit Frä. Matilda Solomon von Cincinnati, O. Keine Karten.

Herr Moses B. Wize mit Frä. Clara Lehman, beide von Portsmouth, O.

Herr Joe Fried von Savannah, Ga., mit Frä. Pattie Kuttner von Rome, Ga.

Herr Emil J. Rosenthal von Pittsburg, Pa., mit Frä. Carrie Reinach von Cincinnati, O.

Todesfälle.

Starb in Portland, Oregon, am 12. Januar 1886, Frau

Henrietta Bachrach.

Wittve von Isaac A. Bachrach von Richmond, Va. Die Verstorbene war in Gainesburgh, Bayern, geboren.

Nichts gleicht dem Abgang von Myer's Pil- len. Sie gewinnen das Vertrauen aller derer, welche sie anwenden. Sie reinigen das Blut, geben Appetit, fördern die Verdauung und geben ihr eine gesunde Regelmäßigkeit. Sie sind angenehm einzunehmen; ihre Wirkung ist mild, aber gründlich, und erfolgreich in der Ueberwindung von Krankheiten.

Heiraths-Gesuch.

Eine deutsche gebildete Dame von 30 Jahren wünscht mit einem wohlhabenden Herrn oder Wittwer behufs Verheirathung in deutsche Correspondenz zu treten.

Man adressire: I. P., Office dieses Blattes.

Ein schoner Haut gereicht zur steten Freude!
DR. T. FELIX GOURAUD'S
ORIENTAL CREAM, OR MAGICAL BEAUTIFIER



entfernt Gebräuntheit, Haut-Bläschen, Pimples, Sonnenproben, Wunden etc., sowie alle die Schädlichkeit entstellende Flecken; ist nicht abzuwaschen! Es hat eine 30-jährige Probe bestanden u. ist durchaus ungefährlich, wie dies aus dem Umstande hervor geht, daß wir es verkaufen, um zu sehen, ob die Zubereitung eine richtige ist. Man nehme keinen gefälschten mit ähnlichem Namen versehenen Artikel. Der berühmte Dr. L. A. Sayre sagte zu einer Dame des hiesigen (einer Patientin): „Da Damen derartige Präparate brauchen, so möchte ich als das ungefährlichste aller Hautpräparate Dr. Gouraud's Cream empfehlen.“ Eine Flasche reicht bei allseitigem Gebrauche sechs Monate hin. Ebenso entfernt verfeinertes Pulver (Poudre Subtile) überflüssiges Haar ohne dabei die Haut zu beschädigen.

Man, M. B. Z. Gouraud, Haupt-Vertheilerin, 48 Bond-Strasse, N. Y.

Zum Verkaufe in allen Apotheken und Parfümerieläden der Ver. Staaten, Canada's und Europa's. Man sehe sich vor Nachahmungen vor. \$1000 Belohnung für die Verhaftung und den Nachweis, daß irgend Jemand solche verkauft.



Der Magen ist das Laboratorium aus welchem das Blut hervorgeht. Sind die Nahrungsmittel schädlicher Natur, so untergräbt das durch diese erzeugte Blut die Gesundheit.

Warner's Safe Yeast

hat den Zweck, so viel als möglich den Gebrauch schädlicher Yeasts, welche als Lebensnahrung eher zum Nachtheil denn Nutzen gereichen, zu verdrängen. Sein Züfischen in einer Schachtel. Preis 10 Cents. Gesundheitserhalten, rein und nahrhaft.

Falls Ihr Grocer nicht damit versehen ist, werde man sich per Post an Warner's Safe Yeast Co., Rochester, N. Y.

Warner's Safe Yeast Co., Rochester, N. Y.



Blutstürze. Lungens, Nerven, Niere oder sonst irgend welche Blutungen werden schnell bewältigt und unterdrückt.

Geschwüre, Auswüchse, Wunden, Verrenkungen und Quetschungen kühlt, reinigt und heilt es.

Catarth. Es ist das wirksamste Mittel für diese sowie Entzündung im Harntrakt. Unsere „Catarth-Cure“ ist speziell für die Anwendung in bedenklichen Fällen zubereitet. Unsere „Nasal-Syringe“ ist einfach und billig.

Rheumatismus und Neuralgie.

Keine andere Präparation hat so viele Fälle dieser schmerzhaften Leiden curirt als das Extract. Unter Pflaster ist bei diesen Krankheiten sowie bei Gelenks-, Schmerzen im Rücken und Seite etc. unschätzbar.

Diphtheria und Halsweh. Gebrauche das Extract sofort. Verzug ist gefährlich.

Brandwunden und Verbrühungen.

Alle Einderung von Hitze und Schmerzen ist es unübersteiglich, und sollte in jeder Familie vorhanden sein, so daß es bei Unglücksfällen sofort gebraucht werden kann. Die Anwendung unseres „Liment“ hilft mit bei der Heilung und schützt vor Narben.

Hämorrhoiden. Erblindung, Bluten der Augen, des Nasens. Es ist das bestbekannte Mittel und bei t schnell wie alle anderen Mittel vertragen. Unter „Liment“ in da, wo das Abnehmen der Kleidung unangelegen ist, von großem Nutzen.

Für weiche Brüste. Mütter, welche einmal das Extract gebraucht, werden nie mehr ohne dasselbe sein. Unter „Liment“ ist das beste äußerliche Mittel, welches angewandt werden kann.

Frauen-Krankheiten. Bei der Mehrzahl der Frauen-Krankheiten kann, wie wohl bekannt, das Extract als das zweckdienlichste Mittel angewandt werden. Genaue Gebrauchs-Anweisungen befinden sich bei jeder Flasche.

Vorsicht.

Pond's Extract wurde imitiert. Die echte Preparation ist mit den Worten: „Pond's Extract“, welche auf der Flasche eingelassen sind, und mit unserer illustrierten Etiquette auf der gelblichen Umhüllung versehen. Keine andere ist echt. Man bestelle immer auf seinem Verlangen für Pond's Extract. Nehme keine andere Präparation. Es wird niemals per Maß verkauft.

Heberall verkauft. Preis: 50 Cts., \$1.00, \$1.75.

Ausreichend zubereitet von der Pond's Extract Co. New York and London.

Myer's Ague-Cure.

Wir garantiren, daß dieses Mittel alle von Sumpflust herrührenden Krankheiten, wie faldes, remittirendes, fildes, Wechfels und Gallenfieber, so wie Leberleiden heilt. Sollte es nach richtiger Anwendung zu heilen verfehlen, so sind die Händler durch das Circular vom 1. Juli 1882 ermächtigt, das Geld zurückzugeben.

Dr. J. C. Ayrer & Co., Lowell, Mass. In allen Apotheken zu haben.

Stelle-Gesuch.

Ein jüdisches Mädchen verlangt eine Stelle in einer jüdischen Familie als Hausarbeiterin. Nachfragen No. 518 John Straße, nahe Liberty Str., im 2. Stock.

Hämorrhoiden. Sofortige Heilung. Vollständige Heilung in 10 Tagen; febrile wieder. Keine Salbe oder sonstige Medizin. Lebende können von einem einfachen Heilmittel hören, gratis, wenn sie sich an C. J. MASON, 78 Nassau Str., N. Y., wenden.

„Ein deutscher Minister.“

THE GREATEST ORIGINAL

JEWISH NOVEL

Ever Published in This Country. Written by the Noted Writer,

S. KOHN,

AUTHOR OF

“GABRIEL,”

WAS BEGUN ON JANUARY 15, IN

DIE DEBORAH.

NOW IS THE TIME TO SUBSCRIBE.

Subscription Price, \$2.00 a year, or to subscribers to “AMERICAN ISRAELITE,” one dollar

Hochzeits-Einladungen

in der künstlichsten Weise gravirt und gedruckt, zu billigen Preisen.

Bestellungen von allen Theilen der Ver. Staaten entgegengenommen, und erhalten dieselben die beste und prompteste Bedienung.

Mustern von Einladungen mit Preisangabe werden auf Anfragen versandt.

Man adressire

The BLOCH Pub. & Print. Co
CINCINNATI, O.

Trüblich.

EPPS'S CACOA,

angenehm und erquickend.

„Durch eine vollständige Kenntniss der natürlichen Gelege, welche die Verdauung und Ernährung reguliren, und durch vorsichtige Anwendung der feinsten Eigenschaften gut gewählter Cacaos ist es Herrn EPPS gelungen, unterm Feinbildlich mit einem köstlich schmeckenden Getränk zu versehen, welches uns vielleicht vor mancher Doctor- und Apotheker-Rechnung bewahrt. Es ist durch den sorgfältigen Gebrauch solcher Nahrungsmittel, unsere körperliche Constitution allmählig so zu stärken, daß sie jeder Neigung zur Krankheit Widerstand zu leisten vermag. Hunderte von Krankheits-Keimen umgeben uns, um Angriff bereit, wo sich eine schwache Stelle zeigt. Wir mögen manchen fatalen Klippen aus dem Wege gehen, wenn wir uns reines Blut und einen wohlgenährten Körper halten.“ Civil Service Gazette. Wird einfach mit kochendem Wasser oder Milch zubereitet. Wird nur in Blechbüchsen von einem halben Pfund von Speiserei-Händlern verkauft, etikettirt JAMES EPPS & CO., Homoeopathic Chemists, London, England.

Eine gute Offerte! Um dieselben einzuführen, versenden wir 1000 sich selbst in Bewegung setzende Wasch-Maschinen. Senden Sie uns Ihren Namen und geben Sie Post- u. Express-Office an, falls Sie eine wünschen. The National Co., 23 Day St., N. Y.

Verlangt Einen thätigen Mann oder Frau in jedem County, um unsere Waaren zu verkaufen. Salair \$75 per Monat und Specien. Keine Auszahlung keine Einzelheiten frei. Dr. STANLEY SILVER-WARE CO., Boston, Mass.

Bestellt Euere

MATZOS

in der allbekannten

Bäckerei

— und —

Conditorei

— von —



M. Oesterreicher,

786

Süd-Halsted Chicago, Ill.

Dies ist das einzige Etablisement in Chicago, in welchem die Fabrication von Matzot exclusiv betrieben wird. Ich verwende nur das allerfeinste Patent- und Wintermehl. Alle Bestellungen werden pünktlich und sorgfältig unter meiner persönlichen Aufsicht besorgt. Ich erlaube meine Kunden und das Publikum im Allgemeinen, mich baldmöglichst mit ihren wertvollen Bestellungen zu beehren.

Achtungsvoll

M. Oesterreicher,

786 E. Halsted Str., Chicago, Ill.